KÖNIGLICHES GYMNASIUM zu NORDHAUSEN.

Ostern 1908.

II.

Beigabe:

Ausgewählte Schulreden.

Vom Direktor Prof. Heinrich Anz.

Städt. Gymnasium Bibliothek

NORDHAUSEN 1908.
Fr. Eberhardts Buchdruckerei.

1908. Progr.-No. 319.

gno 3 (1908)

313 b

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Veröffentlichung der nachfolgenden Schulreden ist zunächst dem Wunsche des sie Darbietenden entsprungen, in einem Zeitpunkt, wo er allgemach nach der Feierabendstille ausschauen darf, mit solcher Auswahl und Zusammenstellung ein Bild davon zu geben, wie er eine seiner amtlichen Aufgaben fasste. Schnell verklingt zudem das gesprochene Wort, dem später noch nachsinnen zu können, doch vielleicht diesem und jenem, der's vormals hörte, willkommen ist. Diene denn das Gebotene dem doppelten bescheidnen Zweck, dem es gilt.

I.

Ansprachen, gehalten an vaterländischen Gedenk- und Festtagen.

1.

Zum Gedächtnis Kaiser Friedrichs.

Am 18. Oktober 1904.

Werte Amtsgenossen, liebe Schüler!

Die Gedächtnisfeier, zu der wir heute hier versammelt sind, sei gestellt unter das Schriftwort Römer 11, 33: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!"

Das vorhergehende Kapitel des Römerbriefs schließt also: „Zu Israel aber spricht Gott: Den ganzen Tag habe ich meine Hände ausgestreckt zu dem Volk, das sich nicht sagen läßt und widerspricht." Unser Kapitel beginnt mit dem Wort des Apostels: „So sage ich nun: Hat denn Gott sein Volk verstoßen? Das sei ferne!" In solchem Zusammenhange entwickelt Paulus sodann die Heilsgedanken des Herrn mit den Heiden und mit dem Volke Israel, um diese Darlegung abzuschließen mit der verlesenen Lobpreisung der Weisheit Gottes in aller Unerforschlichkeit seiner Wege.

Das Walten dieser Weisheit im Völkerleben war's so, was dem Apostel den Anlaß gab zu seinem hellen Triumphruf. Desselben weisheitsvollen, wennschon menschlicher Erkenntnis oft dunklen göttlichen Waltens aber getröstet sich ein Christenherz auch da, wo im Einzeldasein unbegreifliche Gerichte, unerforschliche Wege ihm entgegentreten.

Auch das Leben, des wir heute, am 18. Oktober, dem Geburtstage weiland Kaiser Friedrichs, in liebevoller Erinnerung gedenken, stand unter der Wolke wie unter dem Stern unsres Schriftworts.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vergegenwärtigen wir uns den edlen Hohenzollernsohn, so schwebt uns gemeinhin zunächst vor Augen der lorbeergeschmückte Held.

Sodann gedenken wir wohl des Zaubers, den seine zugleich hoheitsvoll-große und warmherzig-kameradschaftliche Art ausübte, auch auf die süddeutschen Brüder, jenes Zaubers, davon beispielsweise der Feldbrief eines bayrischen Offiziers also Zeugnis ablegt: „Neben dem König hat der Kronprinz vollen Anteil an der Liebe und Begeisterung des Heeres. In der schwierigen Stellung als Befehlshaber eines zum großen Teil nicht preußischen Heeres hat er eine vortreffliche Art bewährt, die verschiedenen Elemente zu verbrüdern. Er hat seine Süddeutschen keineswegs mit besonderer Huld bedacht, als ob er um ihre Zuneigung werbe. Im Gegenteil, er hat ihnen zugemutet, was sie irgend leisten konnten; er hat den Befehlshabern ein ernstes Feldherrnurteil nicht erspart. Aber gerade durch die gemessene Haltung und Gerechtigkeit gewann er zuerst das volle Vertrauen. Daß er überall zum Siege führte, steigerte die Wärme; die herzvolle und ehrliche Freundlichkeit gegen die Einzelnen tat das übrige, und ihm zumeist verdanken wir das brüderliche Verhältnis unter den Truppen, und daß der Bayer am liebsten mit dem Preußen Arm in Arm geht. Auch die Gemeinen sind ihm Kameraden für Leben und Tod; er spricht zu ihnen nicht herablassend und gnädig, sondern mit einem so deutlichen Ausdruck von persönlichem Anteil und mit Anflug guter Laune, daß den Leuten jedesmal das Herz aufgeht; ebenso ihm selbst. Es begegnete ihm, als er einem Gemeinen eine seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapfersten unter den Tapfern beim Kopfe nahm und küßte. Es war durch einige Augenblicke lautlose Stille; den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand.“ — Auch die herrliche äußere Erscheinung schwebt uns wohl vor dem geistigen Blick. „Ein großer, schöner Mann, schlank, blond, ein Germane, wie ihn Tacitus beschreibt“ — so äußerte sich einst über den 25jährigen Prinzen bewundernd eine fürstliche Frau, so tragen wir das Bild auch des gereiften Mannes im Herzen.

Doch dies alles sind nur die sinnlich greifbarsten Züge der erlesenen Fürstengestalt. Wer in die Tiefe dringt, erkennt darüber hinaus in dem Vielgeliebten einen der edelsten Erdensöhne, der „in wunderbarer Weise reine Menschlichkeit und königliche Hoheit, das Streben nach tiefster Bildung und die Ausübung der Macht, ein religiöses Gemüt und weltfreudigen Sinn, Milde des Herzens und kriegerische Entschlossenheit in sich vereinigte.“ *)

So wurde der sturmerprobte Held des Schlachtgetümmels ein liebreicher Tröster in den Lazaretten, wurde der stolze Königssohn ein launiger Kamerad, wurde der gestrenge Feldherr seinen Soldaten „unser Fritz“; so verfiel er über den Aufgaben äußerer Repräsentation, der wiederholt von ihm statt des Vaters geübten, nie der Gefahr der Veräußerlichung, Verflachung; so war's ihm Bedürfnis, Zeiten der Muße auszufüllen mit eifriger Pflege der Wissenschaften und Künste — das Kaiser Friedrich-Museum, das heute, in dieser Stunde, in der Reichshauptstadt mit Aufbietung alles fürstlichen Glanzes eröffnet wird, ist des ein Denkmal —; so reifte in ihm jene schöne Duldsamkeit auf religiösem wie auf politischem Gebiete, die ihn auszeichnete; so war er das Muster eines treuen, fürsorglichen, Licht und Wärme um sich verbreitenden Hausvaters.

Der Vielseitigkeit und dem Reichtum seines Wesens entsprach das harmonische Gleichgewicht der ihm verliehenen Kräfte und Gaben. Was doch über das Ganze einen besonderen Schimmer breitete, war vor anderem sein goldenes Gemüt.

Überdem erschien er lange auch als ein bevorzugter Liebling des Glücks, auserkoren, eines großen Daseins stolzes Hochgefühl fort und fort in hellem Sonnenglanze zu genießen

*) So H. Delbrück.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und, was er als Kronprinz versprach, dereinst als Inhaber des glänzendsten aller Throne zu bewahrheiten.

Die tiefer blickten, sahen dennoch bei Zeiten auch das Gewölk am Himmel dieses Lebens, verkannten nicht die Entsagung, die es erforderte, so lange Jahre im Hintergrunde stehen zu müssen gegenüber dem großen Vater und seinem gewaltigen Kanzler, sagten sich, daß hier eine reiche Kraft litt unter der Unmöglichkeit, sich schaffend ins große und weite geltend zu machen.

Dann ging sein heller Stern gar unter in nächtlich-schwarzem Gewölk; ganz verstummte über den Folgen qualvollen Leidens der erst so redebegabte und redefrohe Mund. Ein todwunder Mann bestieg der in noch winterlicher Zeit aus dem sonnigen Süden Herbeigeeilte endlich den Thron. Wohl hielt ihn ein eiserner Wille noch 99 Tage aufrecht; doch was er während derselben gelegentlich mit Beziehung auf einen Lieblingsplan vergangener Tage schmerzlich umflorten Auges auf das vor ihm liegende Papier schrieb: „Das ist alles aus und vorbei!" — der wehe Seufzer zitterte Stunde für Stunde durch seine Seele: „Aus und vorbei so vieler stolzer, hoffnungsreicher Zukunftsgedanken Verwirklichung!"

Und doch, in einem blieb er auch da er selbst: die Pflicht am Dienst erfüllte er bis zur Todesstunde und setzte sich in diesem Heroismus des Leidens ein neues Denkmal, unvergänglicher denn Marmor und Erz. Sein Christenherz aber wurde in der furchtbaren Leidenszeit der Wahrheit recht inne, die der Psalmist ausspricht mit dem Wort: „Den Frommen gehet das Licht auf in der Finsternis". *)

So ging er selbst voll ausgereift zum ewigen Frieden ein; den Seinen aber, dem deutschen Volke hinterließ er unendliche Sehnsucht, und in manchem Herzen tönte leise die Klage des Dichters:

„Ach, daß schon so frühe das schöne Bildnis der Erde
Fehlen soll, die breit und weit am Gemeinen sich freuet!"

Wir beten: Herr unser Gott, zum Exempel hast Du uns auch die Könige gesetzt, die ihres Amtes groß und weise gewaltet haben. So richte denn unser Herz dahin, daß wir ihr Gedächtnis treu bewahren und, was ihr Leben vorhält zu Lehre und Mahnung, an uns nicht verloren sei! Sie selbst aber laß auch über ihr Erdenwallen hinaus ihrem Volk und Land ein dauernder Segen werden, wie in der fortwirkenden Macht ihres Beispiels, so in Deinen Gnadenerweisungen an ihrem Geschlecht! Amen.

2.

Zur Silberhochzeit unsres Kaiserpaars.

Am 27. Februar 1906.

Hochgeehrte Gäste, werte Amtsgenossen, liebe Schüler!

Als wir am 9. Mai des verflossenen Jahres an dieser Stelle dem Genius eines großen Toten huldigten, erfreuten wir uns tiefbewegten Herzens auch an dem festlichen Vortrag der Schillerschen Glocke. Heute steige von den wundervollen Bildern menschlichen Glücks und menschlichen Leids, die der Dichter da an unsrem geistigen Auge vorüberführt, eines vor dem verweilenden Blicke auf, jenes Bild, das den Segnungen der Ehe gilt.

*) Psalm 112, 4.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang" —

so singt Schiller dort und malt dann in leuchtend-warmen Farben des rechten Mannes wie des rechten Weibes in ihrer Verschiedenheit gerade so herrlich sich ergänzende, in ihrer Vereinigung das Haus so fest, so friedevoll erbauende Art.

Sinnen wir diesem Bilde normalen Familienlebens und seiner Träger, des Hausvaters, der Hausfrau, nach, so gewinnen wir, denke ich, auch den rechten Standpunkt der Betrachtung, die dem heutigen Tage ziemt.

„Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen" . . . . . .
„Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise."

Ganz allgemein ist dieser Gegensatz hingestellt, als typische Form gesunder Wirklichkeit, und wir fühlen uns davon ergriffen als von der schlichten Ausprägung eines Naturgesetzes. Die Geringsten, das ist unsre Empfindung, stehn darunter und die Großen der Erde, wollen jene wie diese ihres Daseins Aufgabe erfüllen: dort Kampf hier Stille, dort Unrast hier Friede, dort nach außen gekehrte Kraft, hier im engsten Bezirke schaltende Sinnigkeit. Je reichlicher aber des Schicksals Wille dem einen Teile Kampf, Unrast, Kraftbetätigung zugemessen hat, desto mehr ist, so fühlen wir, der andre berufen, seines Wesens holde Blüten zu entfalten. Wer des inne werden will, der lese Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin: da sehen wir's, was in allem Sturm des Daseins, dem äußeren, dem inneren, sein ewiges Herzruhaus war, was ihn immer neu schirmte vor Ermattung, Aufreibung, was dem Greise noch Ausdauer, Schwung und Schaffenslust erhielt.

Unser Kaiser aber steht an so verantwortlicher Stelle, wie vordem selbst der große Kanzler nicht, was mehr noch besagen will, er nimmt es so ernst mit seinen Herrscherpflichten, wie nur je ein Hohenzoller vor ihm. Ist er sich doch seiner hohen Doppelaufgabe bewußt, einmal der, das reiche Vermächtnis einer gewaltigen Zeit, das stolze Erbe seines Großvaters und seines Vaters, zu erhalten, weiter der, den Forderungen einer neuen Zeit gerecht zu werden, unablässig dem Raunen ihres Geistes zu lauschen und, was es kündigt, zu beherzigen. Zu solchem Bewußtsein hoher Pflichten kommt die ihm angeborene wie durch Selbstzucht entwickelte Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit seiner Interessen. Auf der Hochwacht stehend sendet er die Blicke in die Runde nach nah, nach fern und späht aus, wo irgend er mit dem ganzen Einsatz eignen Urteils, eignen Empfindens, eignen Wollens einzugreifen, Bahn zu brechen, zu fördern oder einzudämmen habe. Selbst zu prüfen, selbst Richtlinien zu geben, selbst zu entscheiden, selbst zu handeln, und zwar auf jedem Gebiete mit so intensiver wie liebevoller Hingabe, das ist unsres Kaisers Art. So steht's im Kreise des Heerwesens wie der Flottenangelegenheiten, so in dem auswärtiger wie innerer Politik, so in dem wirtschaftlicher und sozialer Fragen, so in dem der Technik und der Künste, der Wissenschaften und der Erziehung, des sittlichen und des religiösen Lebens. Allerwegen gleicht Kaiser Wilhelm da dem Sämann, streut in den Acker des nationalen Gegenwartslebens Samenkörner aus und sucht eine Ernte vorzubereiten, die seiner persönlichen Auffassung von der Wohlfahrt, dem Gedeihen des deutschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reichs wie seiner Zugehörigen entspricht. Keine Reibung, kein Widerstand läßt ihn erlahmen; unbeirrt geht er seinen Weg und erhofft vom Morgen, was das Heute ihm etwa noch versagt.

In solch rastlosem Schaffen kennt er für sich keinen Normalarbeitstag, ist von früh bis in die späte Nacht hinein im Dienst, trägt auf seiner Seele eine größere Last von Sorgen als irgend ein andrer deutscher Mann. In die Öffentlichkeit dringt dann wohl die Kunde von der Ausübung seiner repräsentativen Pflichten wie den der unerläßlichen Erholung gewidmeten Zeiten, seinen Empfängen, Ausfahrten, Besuchen, seinen Jagden und seinen Reisen. Wer hindurchblickt, weiß zu berichten — und der Nachdenkende bedarf solches Berichtes nicht einmal — von einer Zeitausnutzung ohne gleichen, einem Maße des Kraftaufgebots, dem wenige Menschenkinder Jahr aus Jahr ein, wie er, gewachsen sein dürften.

Und junge Schultern waren's zunächst, die solche Bürde auf sich nahmen: noch nicht dreißigjährig mußte Kaiser Wilhelm lernen, des glänzendsten wohl, aber nicht zum letzten gerade deshalb auch verantwortlichsten Fürstenamtes zu walten. Das hat er nunmehr getan 18 Jahre; immer aber ist ihm inzwischen die Kraft ausgereift nicht nur, nein auch gewachsen und verspricht, nach menschlicher Berechnung, lange, viel Segen noch verbreitende Dauer.

Ist's nur das gnädige Geschenk einer besonders glücklich organisierten Natur im Verein mit stets gepflegter Willensstärke und unerschütterlichem Gottvertrauen, was zu solchem Können, solchem Leisten geführt hat? Er selbst jedenfalls hat gelegentlich einer andern Kraftquelle noch gedacht. Denn urkundlich ist dies sein Wort verbürgt: „Dem Edelstein, der an meiner Seite glänzt, Ihrer Majestät der Kaiserin, danke ich es, wenn ich im stande bin, den schweren Pflichten meines Berufs mit dem freudigen Geiste obzuliegen, wie ich es vermag."

Der Tag der Silberhochzeit unsres geliebten Kaiserpaars, unter welchem Stern könnte er heller erglänzen als unter dem solch frohen, dankerfüllten Bekenntnisses? Es legt zugleich Zeugnis dafür ab, was das deutsche Volk an seiner Kaiserin besitzt. Weil sie vor allem andern dem Gatten Haus und Herz durchhellt, durchwärmt, erfüllt sie in köstlicher Weise den ihr zugefallenen Beruf. Selbst betätigt sie ganz, was sie einmal in einem Gespräch über die Frauenfrage äußerte: „Mein Ideal ist eine Frau, die den Mann ergänzt, ihn stärkt durch das Glück, das sie ihm nach seinem harten Daseinskampf im stillen Schoß der Familie bereitet."

Wohl nimmt auch sie, nach den Überlieferungen ihres Elternhauses wie der preußischen Königinnen, im Bezirk weiblichen Schaffens der fürstlichen Pflichten ihren vollen Anteil auf sich, wendet allen auf die Linderung leiblicher und geistiger, sozialer, sittlicher und religiöser Notstände gerichteten Bestrebungen die lebhafteste Teilnahme zu. „Nach Kräften," so schrieb sie z. B. nach der Übernahme des Protektorats des evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins an den ersten Vorsitzenden, „nach Kräften werde ich bemüht sein, der Arbeit des Glaubens und der Liebe, die in unserem Volke zur Linderung des äußeren und innern Elends bereits geschieht, mich dienend und anregend anzuschließen, um meine Pflicht gegen Gott und Menschen zu erfüllen. Möchte allen verneinenden und zersetzenden Bestrebungen gegenüber unsre gemeinsame Arbeit auf dem Grunde des göttlichen Wortes und in treuer Nachfolge unsres Herrn dazu gesegnet sein, Wunden zu heilen, Barmherzigkeit zu üben, Frieden zu stiften und so das Böse mit Gutem zu überwinden!" So ist es ihrem Liebeseifer nicht zum wenigsten zu danken, daß die Kirchennot in Berlin und in anderen Großstädten des Landes erheblich vermindert ist; so erfreut sich der dereinst von der Kaiserin Augusta ins Leben gerufene, in erster Linie der Pflege der Verwundeten im Kriege dienende, in Friedenszeiten sie vorbereitende „Vaterländische Frauenverein" mit seinen über ganz Deutschland verbreiteten Haupt- und Zweigvereinen der treuesten Pflege unsrer Kaiserin; so übersieht sie weiter kein Mittel, das dazu helfen kann, die noch immer völlig unzureichende Zahl der Diakonissinnen und der Diakonissenanstalten zu vermehren; so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind alle Wohlfahrtseinrichtungen, Kinderheime, Hospitäler, Krankenhäuser, Waisenanstalten, ihr ans Herz gewachsen; so hat sie neuerdings der Heimarbeiternot ihre Aufmerksamkeit zugewendet und sucht da regierungsseitige Schritte zur Abhilfe zu veranlassen; so hat sie, auch in jüngster Zeit, sich tatkräftig für die Frage interessiert, wie durch eine teilweise Umgestaltung der höheren Mädchenbildung ihrem Geschlecht zu tiefer wurzelnder und freierer Entfaltung vorhandener Gaben verholfen werden könne. Kurz, die Kaiserin folgt nach allen diesen Seiten dem mächtigen Drange eines dem Dienst am Nächsten weich und warm erschlossenen Herzens und der hohen Auffassung ihres fürstlichen Berufs, hat so auch ihren Namen eingeschrieben in die Tafeln der Gegenwartsgeschichte und wirkt in ihrer Opferwilligkeit wie Zielbewußtheit als leuchtendes Vorbild für tausende deutscher Frauen.

Allein das Beste, Reinste und Holdeste ihres Wesens, das, worin sie, beglückend, selber am höchsten beglückt ist, gehört doch dem eignen Hause, dem Kreis der Familie, dem Gatten und den Kindern. Auch im Königsschloß jederzeit wohlig umfangen zu sein von innigster, verständnisvollster, zartester Mutterliebe, ist der jungen Königssprossen schönste Schicksalsgabe gewesen. Im heißen Sonnenbrande seines Tagewerks stets einen schattig-kühlen Rastort zu wissen, wo er aufatmen kann und sich erquicken, auf brandendem Meer einen Friedenshafen, im Rauschen und Dröhnen des Weltgetriebes eine Stätte, erfüllt von holden, schwichtigenden Melodieen, wie trägt es den Kaiser und stärkt ihn! Seine Sorgen teilend mindert die Kaiserin ihre Last, seiner Freuden mitgenießend verdoppelt sie ihre Labung; seinem Ernst gesellt sie ihre stille Heiterkeit, sein Urteilen ergänzt sie durch ihr Fühlen, seine männlich-vordringende durch ihre weiblich-sanfte Art.

Der rechte Nährboden aber solcher Gemeinschaft ist dies, daß beide im tiefsten Weben der Menschenseele, dem religiösen Empfinden, sich eins wissen dürfen. Denn so fest auch der Kaiser fußt auf dieser Erde mit ihren Wirklichkeitsansprüchen, so sehr er auch darauf bedacht ist, die Reibungen im Räderwerk dieser komplizierten Maschinerie durch Umsicht und Tatkraft zu überwinden, so ist doch sein Blick zugleich gerichtet auf die Hilfe von droben, so trägt er doch in der Brust den zuversichtlichen Glauben, daß der Menschheit, daß ihm persönlich eins zu suchen vor allem not tue, Jesum und sein Licht. Wie irgendeiner der vielen suchenden Gegenwartsmenschen gehört er zu denen, die einstimmen in den Ruf: „Mir nach! spricht Christus, unser Held," sieht er in solcher Nachfolge, damit in der Entfaltung der heilbringendsten Kraft, die je in der Menschheitsgeschichte zur Erscheinung gekommen ist, das Wohlgeschmack gebende wie vor Fäulnis bewahrende Salz des Erdendaseins. Die Kaiserin aber hat, als Abgesandte aus der Rheinprovinz für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche eine Prachtbibel überreichten, so gedankt: „Mit dieser Bibel, damit stehe und falle ich, damit steht und fällt unser ganzer Staat, unser ganzes Haus." Wenn Einklang der Seelen jeder Ehe festestes Band ist, so ist's gewiß vor allem der Einklang, der in der zentralsten aller Fragen sich bekundet.

Als am 14. Februar 1880 der damals 21jährige Prinz Wilhelm sich mit der Prinzessin Auguste Viktoria verlobt hatte, schrieb der Vater des Prinzen an eine seinem Hause nahestehende Dame: „Wir Eltern danken Gott, daß unser Sohn, reinster Neigung folgend, eine solche Wahl traf; denn die Geistes- und Herzensgaben meiner künftigen Schwiegertochter, deren hoheitsvoll-anmutige Erscheinung fesselt, berechtigt uns jetzt schon zu der Hoffnung, daß sie eine ebenso gute Frau an ihres Gatten Seite, wie auch die einsichtsvolle, der unendlich schwierigen ihrer harrenden Stellung gewachsene Fürstin dereinst sein wird." Nach der erst am 2. Juni 1880 erfolgten feierlichen Kundgebung dieser Verlobung begrüßte der Reichskanzler Fürst Bismarck, im Hinblick auf den Anfall Schleswig-Holsteins an Preußen, das Geschick des Vaters der jungen Braut, dieses Ereignis als „den freudigen Schlußakt eines konfliktreichen Dramas."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am 27. Februar 1881, heute vor 25 Jahren, beschloß Oberhofprediger D. Kögel seine Traurede mit den Worten: „Weit in alle Lande ragt Ihr hochgebautes Haus; um so weitreichender ist der vorbildliche Einfluß desselben. Ein deutsches Haus soll es werden, ernst und wahr, eine Stätte guter deutscher Zucht und Sitte, und dabei ein fürstliches Haus, dem aus Morgen- und Abendsegen sich die Tage Gottes weben."

Herrlich haben sich in nunmehr 25 Jahren so Hoffnungen wie Wünsche, Verheißungen wie Gebete erfüllt. Nicht nur Hand und Hand, nein, „Herz und Herz vereint zusammen", sind unser Kaiser und seine Gemahlin ein viertel Jahrhundert lang ihren Lebensweg gewandelt, eins des andern reichster Schatz und höchstes Erdenglück. Die Segensfülle, die aus solcher Gemeinschaft an sich beiden, die dem Volke daraus erblüht ist, läßt sich nicht aussagen. Daß aber aus dieser Ehe auch noch ein blühendes Geschlecht hervorwuchs, daß sechs kraftvolle Söhne und ein noch aus hellen Augen halber Kindheit lachendes herzliebes Töchterchen den Kreis der Familie wundervoll erweitert hat, daß so unser Königshaus im Glanze auch verheißungsvoll ausgebreiteter Nachkommenschaft prangt, das empfinden wir Deutsche heute dankerfüllt als besondre Gnade des Himmels.

Vom hellen Schimmer der Dichtung umwoben, lebt ein unsterbliches Leben König Alkinoos und seine Gattin Arete. Hoheitsvoll, so zeichnet Homer ihn, als warmherzige, Milde übende, Sonnenschein um sich verbreitende Friedebringerin sie, als bewundernder Blicke Zielpunkte ihre fünf Söhne, zwei vermählt, drei schon kampfspielgerechte Jünglinge, dazu, im frischesten Maienglanz der Jugend prangend, Nausikaa, die lieblich-holdselige Tochter. Unsagbarer Zauber liegt über diesem Berichte vom Königshause in Scheria. Im Schein des Herdfeuers in der weiten Halle thronend, ihre Hochsitze je an eine des Saales Dachgebälk tragende Säule gelehnt, sehen wir da inmitten edler Gäste Vater und Mutter, sehen die Kinder eins dem andern dienend, unter sich und mit den Eltern innig verbunden, der ganze Kreis ein Sinnbild fürstlichen Familienglücks.

Zwar sind es sehr verschiedenartige Bilder, die sich in der Dichtung der Vorzeit und im modernen Wirklichkeitsleben darstellen, natürlich; aber doch zieht die Phantasie, wo trotz solchen Unterschiedes Analoges ihr entgegentritt, wohl Fäden herüber, hinüber. Nun, im altersgrauen, geschichtlich geweihten Schloß dort am Lustgarten in Berlin thront heute auch hoheitsvoll Kaiser Wilhelm, ihm zur Seite im milden Glanze ihrer fraulichen Anmut die Kaiserin; die Gäste fehlen nicht und nicht der Kranz blühender Kinder des fürstlichen Paars. Auch hier sind der Söhne zwei, der eine am Freudentag der Eltern selbst, vermählt, die andern, in sich abstufender Jugendlichkeit, noch diesseits der Zeit, „wo sich das Herz zum Herzen findet." Den Brüdern ist auch hier eine Schwester, die zärtlich geliebte, gesellt. Kein Sänger singt, wie in König Alkinoos' Schloß, von Mannestaten, hohen, stolzen; aber in den Herzen ist ein Klingen, heller, froher als dort der Phorminx Ton, der Stimme Schall: es gilt dem Glück, dem Segen, dem Frieden, gilt dem ganzen reichen Inhalt zweier Menschenleben von dem Augenblick an, da sie, die heute im Silberschmuck gehen, im Schmuck der grünen Myrte sich's gelobten, eins zu sein in dunklen wie in lichten Tagen.

Als dort, im Sange Homers, der erlauchte Gast Odysseus heimkehrend von seinen gütigen Wirten scheidet, tut er's mit dem der Tiefe des Herzens entquellenden Wunsch, der an die Königin gerichtet, doch des ganzen fürstlichen Hauses Glück umspannt: „Sei mir gesegnet, o Königin, alle Tage, bis das Alter kommt und der Tod, der Menschenkinder letztes Geschick! Ich ziehe meine Straße; du aber freue dich in diesem Haus an deinen Kindern und an deinem Volke und an Alkinoos, dem König!" So wünschen auch wir, ob fernab stehend, dem Kaiserpaar: „Gott segne Euch, segne eines im andern, segne die Eltern in ihren Kindern, segne, die der Krone Last tragen, im Wohlergehen ihres Volks, des schönen, teuren deutschen Vaterlands!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II.

Ansprachen, gehalten bei der Entlassung von Abiturienten.

1.

Vom Suchen nach Wahrheit.

Michaelis 1903.

Mein lieber Abiturient!

Sie sind im Begriff, die bedeutungsvolle Urkunde in Empfang zu nehmen, mit deren Aushändigung diese Ihnen altvertraute Gemeinschaft Sie aus ihrem Bannkreis entläßt, neue Bahnen sich Ihnen erschließen, neue Rechte Ihnen zufallen, neue Pflichten an Sie herantreten. Bis heute hielt die Schule Ihr Dasein fest und eng umzirkelt, machte sich geltend mit Gebot und Verbot, mit Anerkennung und Bemängelung, schränkte Tag für Tag und stündlich fast Ihnen Eigenwillen und Eigenrichtigkeit ein, teilte das Maß der Arbeit und der Erholung zu, wies Ihnen in den Klassengenossen den Freundeskreis selbst, kurz leitete, bestimmte Sie auf Schritt und Tritt und suchte, was ihr oblag, eben mit diesem Zustande der Gebundenheit Sie zu erziehen zu verständigem Gebrauch künftiger Freiheit. Von heute ab sind Sie vorerst etliche Jahre hindurch freier in der Verwendung Ihrer Zeit und Kraft, freier in der Regelung Ihrer Studien, freier in Ihrem äußeren Tun und Lassen, freier in Ihrem sittlichen Gebaren, freier auch in der Wahl und Form Ihres Verkehrs als vielleicht je wieder im Leben.

Sie freuen Sich dieses Wechsels und haben Grund dazu; denn nicht immer dürfen die Lehrjahre dem dauern, der sich zum Meister auswirken will, und in der Freiheit erst kann sich der Segen langer Gebundenheit bewähren. So verstehen wir alle, Ihre Lehrer, Ihre Mitschüler, das frohe Glücksgefühl, das jetzt, das selbst in der Wehmut des Scheidens, Ihre Brust erfüllt. Aber uns Älteren wenigstens verbindet sich mit solch herzlicher Anteilnahme an Ihrer Freude der ernste Gedanke daran, daß mit der einengenden auch die sichernde Schranke fällt, daß, wo die Freiheit und Weite der Bahn, da zugleich die Möglichkeit des Irregehens wächst.

Daraus ergibt sich mir das schöne, gern geübte Recht, Ihnen, lieber Jüngling, in dieser feierlichen Stunde, dem Scheidenden zum „Gastgeschenk", ein Geleitwort mitzugeben auf Ihre Fahrt hinaus ins Meer des Lebens.

Ich entnehme seinen Grundgedanken jener reichen Fülle poetischer Sinnsprüche, die vor nun mehr als hundert Jahren, im Oktober 1796, Goethe und Schiller als erste volle Garbe ihres zwei Jahre vorher geschlossenen ernteschweren Dichterbundes in der „Xenien", d. h. „Gastgeschenke", genannten Sammlung ungezählter Monodistichen, den Wiedersachern ihrer vornehmhoheitsvollen Art zum Leid, den andachtsvollen Bewunderern des Genius zur Wonne, der Mit- und Nachwelt schenkten.

Bald nach jenem Sichfinden hatten die beiden Großen zu gemeinsamer Arbeit auch sich zusammengetan, zunächst, um aus ihrer olympischen Höhe die Ägis zu schütteln und mit flammenden, oft zündenden Strahlen, mit Donner, Blitz und Sturm alle Nichtigkeit, Mittelmäßigkeit, Verschrobenheit und Roheit im damaligen Schriftentum, in Kunst und Wissenschaft, wie auch in anderen Betätigungskreisen jener Tage zu schrecken, um auf und ab das Dunstmeer zu zerstreuen, das die helle Sonne echter Wahrheit, Schönheit und Gesittung ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schleierte, um das eigne edle Bild nicht in Schatten stellen zu lassen von leeren Alltagsgesichtern und Dutzendphysionomieen. Doch zu diesem „Kontingent des Hasses", wie Schiller es nennt, gesellte sich bald ein „Kontingent der Liebe", zu den polemischen eine anschwellende Flut stachelloser Epigramme, die sinnend um die Höhen und Tiefen des Daseins spielten und in schlichter bald, bald prächtiger Form ewigen Lebensgehalt darboten.

Zu der Gruppe nun dieser „lieblichen, ernsten, zarten, würdigen, unschuldigen" Xenien, wie die Urheber selbst sie, im Gegensatz zu deren ausgelassenen, oft koboldartig sich gebärdenden Brüdern, zu bezeichnen pflegten, gehört auch das Goethesche Distichon, das ich Ihnen, mein lieber junger Freund, mit auf den Weg gebe. Es lautet:

Nie verläßt uns der Irrtum; doch zieht ein höher Bedürfnis
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

„Nie verläßt uns der Irrtum": so bescheiden erkennt der Weisesten einer, die je lebten, die Schranken des menschlichen Daseins an! Der gewohnt war, mit hellem Falkenblick auf die Dinge des ihn umgebenden realen Lebens zu achten, der wissensdurstige Schüler der Natur, der feinsinnige Forscher auf dem Gebiete der bildenden Künste, er, der vor allem doch zu lesen wußte in der eignen tiefbewegten Brust und aus ihrem Reichtum heraus die staunende Welt mit unvergänglichen Schätzen überschüttete, auch er bekennt's doch unumwunden, daß an des Menschen Fersen der Irrtum geheftet ist, ihn begleitet, wie sein Schatten. Aber freudig fügt er hinzu: „Doch zieht ein höher Bedürfnis Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan." Das also ist des nach Erkenntnis Lechzenden heitere Zuversicht, daß, wo Sehnsucht und Streben, da ein stetes, ob auch allmähliches, Loskommen von der Nacht des Irrtums, ein Fortschreiten zur lichten Höhe der Wahrheit ist.

Die Wahrheit zu finden, aus dem Tappen und Tasten Sich hindurchzuringen zu hellem Schauen, das ist auch Ihre heilige Lebensaufgabe, m. l. j. Freund; das einzige Mittel, zu solch hohem Ziel zu gelangen, ist auch für Sie des höheren Bedürfnisses vollen, strebenden Geistes Bemühen; als wegweisender Stern für die Fahrt übers weite Meer des Irrtums ist auch Ihnen gewiesen der freudig-getroste Glaube an die sieghafte Macht jenes Strebens.

Die Wahrheit das Ziel! Nicht dazu haben Sie, l. J., den langen, steilen Weg höherer Schulbildung ganz durchmessen, nicht dazu stehen Sie jetzt im Begriff, sich der Universität zuzuwenden und so an die auf der Schulbank verbrachten Jahre weitere Jahre des Studiums sich reihen zu lassen, um sich zu verlieren in der breiten Masse derer, denen der Irrtum das Leben ist. Auch ist Ihre Aufgabe nicht etwa blos die, auf dem Feld Ihres Berufs in der Wahrheit die Sonne Ihres Daseins zu erblicken; nein, auch dies liegt Ihnen ob, als Mensch und als Bürger fest zu werden und das Sein zu sondern vom Schein, damit Sie einen persönlichen sicheren Stand gewinnen inmitten des wilden Gewoges der Tagesmeinungen und Tagesneigungen, die so haltlos oft und so anfechtbar sind, wie weitverbreitet und vielgepriesen. Sie sollen Sich klar werden über den echten Gehalt des Menschendaseins und die Güter, die es wahrhaft adeln, sollen fähig werden, dem Vaterlande zu dienen und mit besonnenem, männlichem Urteil Sich zu behaupten auch politischen und sozialen Fragen gegenüber: überall heißt's da, um die Wahrheit werben, unbeirrt von vorlauter Scheinweisheit und dem Geschrei des Markts, das Sie nicht lehrt, „das Rühmliche von dem Gerühmten rein zu unterscheiden." *)

So ist das Ziel ein unendlich hohes, nie ganz erreichbares. Ihm nahe zu kommen, so nahe, wie menschlicher Schwachheit überhaupt beschieden ist, gelingt, wie unser Dichterwort Ihnen sagt, nur dem strebenden Geist, der sich streckt nach jener Höhe, dem das zu tun

*) Goethe, Elpenor.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bedürfnis ist. Eine kurze Spanne Zeit noch, und weit tun sich Ihnen auf die Pforten der Bildungsstätten, die das Werk Ihrer Erziehung fürs Leben fortsetzen sollen, entwickeln sollen die Keime, die die Schule seither in Ihnen gezeitigt hat. Nur der strebende Geist aber hebt wirklich die Schätze, die hinter jenen Pforten ruhen, und solches Streben, damit es nicht erlahme, verlangt neben freudiger Begeisterung, die in der Wissenschaft eine hehre Göttin verehrt, gesammelte Kraft, die sich nicht ablenken läßt durch das Drumunddran des neuen Lebens in der neuen Freiheit. „Glückselig der Mann, Der, was er soll, auch kann", so wird's später oft in Ihrer Seele klingen: damit Sie zum Können gelangen, nützen Sie die Zeit der Vorbereitung aus mit redlichem Bemühen! Mit halber Hingabe ist hier nichts getan; das Studium verlangt den ganzen Menschen, soll es Sie einst entlassen als Jünger, nicht als Mietling Ihres Berufs. Und, soweit es das Maß Ihrer Kräfte erlaubt, lassen Sie Ihren Blick auch weiter schweifen, über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus, suchen Sie je und je auch an andern Quellen geistiger Bildung zu schöpfen, als die jene Ihnen weist; so nehmen Sie Anregung mit hinweg für spätere Zeit, bewahren Sich vor erdrückender Enge des Horizonts, erhalten Ihrem Geist die Frische, Ihrem Herzen die Wärme, die zu gedeihlichem Mannesschaffen unerläßlich ist. Wohl werden auch Sie schlürfen von dem wonnesamen Trank akademischer Freiheit und Ihres Jugendmais sich freun nach Jugendart: daß nur das Beiwerk Sie nicht abziehe von dem Ernste Ihrer eigentlichen Aufgabe, daß nur dieser Aufgabe Heiligkeit Ihnen immer leuchte als hellster Stern!

Dann und nur dann wird sich auch an Ihnen die Verheißung erfüllen, daß, ob der Irrtum uns nie verläßt, doch ein höher Bedürfnis den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinanzieht. In dem frohen Gefühl des Fortschreitens auf der gewiesenen Bahn werden Sie dann zwar wohl Sich bewußt bleiben, allezeit ein Lernender, ein Werdender zu sein, aber auch auf die Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?" die rechte Antwort finden: „Ein dem Menschenkinde nimmer ganz erreichbares, doch ebenso gewiß ein ewig zu suchendes köstliches Gut" — und werden im Suchen selbst die adelnde Macht dieses Gutes an Sich spüren. Durchs Irren zu dringen zur Klarheit, ob der Weg lang und mühselig ist, ob, wie alles Köstliche, so jenes still, allmählich, im leisen Fluß der Entwicklung reift, die Aufgabe harrt Ihrer. — Wie weit Sie gelangen werden mit dem Suchen? Nun Goethe antwortet gelegentlich dem warnenden Zuruf:

„Du kommst nicht ins Ideenland!" getrosten Mutes:
„So bin ich doch am Ufer bekannt.
Wer die Inseln nicht zu erobern glaubt,
Dem ist Ankerwerfen doch erlaubt."

Das Streben ist's, was er auf und ab betont. „Wer immer strebend sich bemüht, Den können wir erlösen", mit diesem Triumphruf läßt er den Engelchor Fausts Seele zu lichten Höhen tragen. Solchen Preis stellt, der in einem seiner Altersgedichte, „Selige Sehnsucht" betitelt, das Ringen der höher gerichteten Menschennatur dem unwiderstehlichen Zuge des Nachtfalters zum Kerzenlicht und in den Flammentod hinein vergleicht, der selbst mehr denn achtzigjährig noch, ja der bis zum letzten Atemzuge ein Strebender, ein Suchender blieb, diesem Suchen, diesem Streben in Aussicht.

Mögen auch Sie, l. J., ein treulich Strebender, ein redlich Suchender werden! Von solchem Segenswunsche geleitet ziehen Sie dahin!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2.

Von Stufen der Reife.

Ostern 1904.

Meine lieben Abiturienten!

Lenkt der Mann, der Greis den Blick zurück in seine Vergangenheit und fragt sich, welche ihrer Tage ihm wohl einst das reinste Glück geschenkt haben, so zählt manch einer nicht unter die letzten jener den, dessen Wonne Sie jüngst an Sich erfahren durften. Noch in späten Jahren ist's ihm gegenwärtig, welche Freude seine Brust schwellte damals, wo er die reife Frucht langer Schularbeit pflückte, die schönste vielleicht, die ihm das Leben seither reichte, wo allerlei Unruhe und Unmuße einem friedsam-wohligen Zustande wich, wo er die Schwelle eines freieren, oder doch eines neuen Daseins betrat und von der verschleierten Zukunft jugendmutig alles erwartete, alles hoffte. Wohl liegt dauernd auf solchem Tage etwas wie heller Morgenglanz: Sie wissen nun auch davon zu reden, und aus greifbarer Nähe leuchtet Ihnen in die Gegenwart herüber, was dort nur fernab schimmert, nachwirkt, wie ein holder Traum.

Sie alle beglückwünsche ich auch von dieser Stelle und im Namen unsrer ganzen Schulgemeinschaft von Herzen zur Erreichung des ersehnten Zieles, tue das meinerseits mit um so lebhafterer Freude, als Sie dieses Ziel nicht nur ersehnt, sondern zumeist auch in stetiger, ernster, treuer Arbeit und Pflichterfüllung erstrebt haben. Mit besonderer Genugtuung begrüße ich es weiter, daß vier von Ihnen in der normalen Zeit von 9 Jahren zur Reife gelangt sind, ferner daß Ihre Herrn Lehrer diese Reife bei fast allen von vornherein als unzweifelhaft bezeichnen konnten.

Heute sind Sie, meine lieben jungen Freunde, zum letztenmale als Schüler hier, zum letztenmale vereint in diesem erinnerungsvollen Raume, zum letztenmale gesellt mit Ihren Lehrern, Genossen und Freunden. Eine kurze Spanne Zeit noch, und alte Bande haben sich für immer gelöst, nicht gelöst aber, so hoffe ich, die Bande der Dankbarkeit und Pietät, die die Jugend der Stätte ihrer Bildung schuldet und die sie, der frohen Zuversicht lebe ich, auch in unseren vielgescholtenen Tagen willigen, freudigen Herzens als Zoll für erfahrene Förderung zahlt. In einem nunmehr bald vierzigjährigen Lehrerwirken habe ich, Gott sei Dank, nie Anlaß gefunden, dieser Überzeugung mich zu entschlagen, durfte in vereinzelten Ausnahmen, nach dem alten Worte, nur eine Bestätigung der Regel finden. Mag die Jugend von heute auch zum Kritisieren, zu gelegentlichem Absprechen vielleicht, geneigter sein, als die wir einst jung waren; den Glauben an sie, die Jugend, auch in der bezeichneten Richtung, hoffe ich mir doch weiter retten zu dürfen durchs Leben.

Zu dem, was Sie der Schule verdanken, gehört nicht zuletzt die Einwirkung, die Jahr aus, Jahr ein von dieser Stelle ausgegangen ist: so oft ist von ihr edler Same in Ihre Herzen gesät, daß er da allmählich, stille keime und grüne, blühe und Frucht trage. Auch in der Scheidestunde nehmen Sie noch solches Samenkorn mit hinweg; und sei ihm ein zubereiteter Boden beschieden! Von voller Tenne hebe ich es auf, als Spende eines unerschöpflich reichen Wirts. So sagt Shakespeare im König Lear: „Reifsein ist alles." Jünglingen, die das Reifezeugnis zu empfangen im Begriff sind, mag der so bedeutungsschwere wie kurze Satz grade gerecht sein.

Aus jugendlichem Munde kommt er beim Dichter und gilt einem Greis; ein Sohn ruft ihn dem unter der Last sich häufenden Unglücks verzweifelnden, den Tod zu suchen gewillten Vater zu im Anschluß an den andern: „Dulden", d. h. nicht freiwillig beschleunigen, „muß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Mensch Sein Scheiden aus der Welt, wie seine Ankunft." Zur *τλημοσύνη*, zur Kraft ergebungsvollen Ausharrens, mahnt das Wort da; gültig aber ist es in viel allgemeinerem Sinne, indem es die höchste und letzte Lebensaufgabe des Menschen kurz zusammenfaßt und zugleich neben dieser tiefsten manche schlichte Wahrheit in sich birgt.

„Reif sein ist alles", ist somit das, worauf allein es ankommt, darum das Ziel, für dessen Erreichung jede Kraft einzusetzen ist. Dies galt zunächst von Ihrem Schulleben: sein erwünschter Abschluß hing an der Reife, und in ihrer Zuerkennung haben Sie vorerst alles. Dennoch bezeugt die jetzige Reifsprechung nur soviel, daß Sie ein Anfangsstadium einer, will's Gott, langen Entwickelungsbahn erfolgreich zurückgelegt haben. Sie, liebe Jünglinge, sind von der Schule gewöhnt an ausgiebige, nach mannigfaltigen Seiten hin sich ausbreitende Arbeit, an feste Regelung Ihres Lebens und Unterordnung unter ein Gesetz, an entsagungsvolle Pflichterfüllung; ein bestimmtes Maß des Wissens und Könnens ist Ihnen zugeführt, Geist, Gemüt und Wille geschult, all Ihren Kräften die Richtung auf höhere Ziele gegeben. Ohne Ernst ist nach einem Worte Goethes in der Welt nichts möglich; die Wahrheit dieses Worts vor anderem dürfte Ihnen schon Ihr Schuldasein nahe gebracht haben, und solche Erkenntnis, wenn sie sich in Tat umsetzt, ist von höchstem Werte.

Jetzt treten Sie in den Abschnitt Ihres Lebens ein, der unmittelbar der Vorbereitung auf den Mannesberuf dienen soll. Von neuem wird's da seiner Zeit heißen: „Reif sein ist alles." Sei Ihnen denn das Wort ein Leitstern! Dann werden Sie Sich, auch wo die Schule, das Elternhaus Sie nicht mehr gängelt und behütet, nimmer auf Irrwege verlieren: der stete, feste Hinblick auf das, was not tut, schirmt. Tüchtig zu werden für den erwählten Beruf, mag er heißen, wie er will, das ist fortan Ihrer aller Aufgabe.

Eins erfasse, eins erwähle,
Halt im Sturm es treu und still!
Arm nur ist, wer ganzer Seele
Nicht ein Lebenshöchstes will.*)

Ihr „Lebenshöchstes" ist vorerst die Aneignung jener Tüchtigkeit, das Mittel gesammelte Kraft. Denken Sie daran, daß reif sein alles ist, so werden Sie zwar wohl auch, nach dem Recht der Jugend, Ihr Leben mit allerlei holder Blumenzier schmücken, werden lachen, scherzen, singen, werden fröhlich sein mit Fröhlichen; aber Beiwerk und Schmuck wird Ihnen nicht Kern und Wesen bilden. Einer von Ihnen — er weilt nicht mehr in unsrer Mitte — hat Gebundenheit mit Gebundenheit, ja größerer, als die der Schule war, vertauscht, ist nicht eigner Herr seiner Zeit oder seiner Arbeit, sucht und wählt die Wege seiner Ausbildung nicht selbst; auch diesem jedoch kann fremder Wille und fremde Leitung die eigne freudige Hingabe nicht ersetzen, auch er bedarf des Antriebes aus sich heraus, damit das Endergebnis seiner Vorbereitungszeit rechte Reife werde. Sie andern haben demnächst ganz für Sich einzustehn, sind fast so frei, wie der Vogel in der Luft. So müssen Sie selbst Sich denn binden, und um so sicherer werden Sie zu erwünschtem Ziel gelangen, je höher Sie Ihren Zukunftsberuf einschätzen, nicht nach seinem äußeren Ansehen oder Ertrag, nein, nach seinem idealen Gehalt. Denn wer recht erkannt hat und beherzigt, daß er dereinst wirken soll als ein Haushalter über großem Gut, der wird eifriger ringen, geschickt zu werden, als wer von der Größe seiner späteren Verantwortlichkeit keine Vorstellung hat oder sie sich leichthin aus dem Sinne schlägt. „Es wächst der Mensch mit seinen höhren Zielen": wer diese Ziele von vornherein sich niedrig steckt, wie will der künftig wachsen? Bleibe Ihnen solches Banausentum fern! Ihm fehlt ja naturgemäß auch die

*) J. Lohmeyer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schöne Begeisterung, die der Seele Schwingen leiht, den Geist frisch und spannkräftig erhält, den Willen stählt, dem ernstesten Schaffen das Gepräge fast beglückenden Spieles gibt. Von Wilhelm Meister in einem bestimmten Stadium seines Daseins sagt einmal der Seelenkenner und Seelendeuter Goethe: „Er besorgte und verrichtete, was ihm aufgetragen war, mit größtem Fleiß und Eifer. Freilich nicht mit dem heiteren Fleiße, der zugleich dem Geschäftigen Belohnung ist, sondern mit dem stillen Fleiße der Pflicht, der den besten Vorsatz zum Grunde hat, der durch Überzeugung genährt und durch ein inneres Selbstgefühl belohnt wird, der aber doch oft, selbst dann, wenn ihm das schönste Bewußtsein die Krone reicht, einen vordringenden Seufzer kaum zu ersticken vermag." Sei Ihnen jener heitere Fleiß als köstliche Ausstattung für die kommende Vorbereitungszeit beschieden! Er gedeiht da, wo aus rechter Würdigung erwachsene Liebe zur Sache des Schweißes und der Mühe vergessen läßt, das kalte und oft herbe „du sollst" in ein warmes, frohes „ich will" verwandelt. Wer das Studium als Krämerstatt als Königsarbeit treibt, der dringt schwer hindurch selbst nur zur resignierten Anerkennung des „du sollst," nimmer zur Heiterkeit jenes belebenden, schöpferischen „ich will." Zur rechten Reife aber, von der wir hier reden, führt zuletzt nur das.

„Reif sein ist alles:" vom Meister gilt das mehr noch als vom Lernenden. Jener steht auf verantwortlichem Posten, hat einen Platz im Leben auszufüllen, schädigt, so er ein Stümper bleibt, gemeinhin nicht nur sich, sondern auch andre. Einen „ausrichtigen" Mann, so nennt ein Chronist rühmend den ersten Hohenzollern in der Mark Brandenburg, einen Regenten also, fähig auszurichten, was ihm oblag. Als „ausrichtige" Männer in Ihrem Kreise sollen auch Sie, liebe Jünglinge, Sich dereinst bewähren, nicht, um in der Geschichte zu leben, aber, um Segen zu wirken. Die Vorbedingung dafür ist Ihre Reife, sie die Vorbedingung auch des eignen Glücks. Dilettantismus verträgt der Beruf nicht, Dilettantismus zermürbt auch den, der im Beruf solchen Stempel trägt. Jetzt hat die Schule Sie reif gesprochen; will's Gott, spricht Sie nach etlichen Jahren, wem's dann obliegt, reif für die Berufsarbeit; mehr ist's später, wenn Sie auch in dieser reif befunden werden vor Ihrem eignen Richterstuhle und dem anderer.

Aber ist selbst dann voll erfüllt, was unser Dichterwort fordert? Im Beruf allein wirkt sich der Einzelne nicht aus. Wohl soll der den Mittelpunkt des Mannesdaseins bilden; neben dieser Aufgabe steht doch die andre, auszureifen als Mensch, als Gotteskind, als Bürger und als Persönlichkeit.

Bei Cicero findet sich der Satz: „Sunt quidam homines non re, sed nomine," „manch einer ist ein Mensch nicht der Tat, sondern dem Namen nach." Von wem gilt das? Ich denke, von dem, der den Gattungsstempel, den stolzen, nur äußerlich, nicht dem Wesen nach an sich trägt, der lebt, als wäre der vergängliche Leib, nicht die unsterbliche Seele sein Adelsdiplom. Wer dagegen ist ein recht bestellter Mensch? Wer Herz, Gemüt, Geist und Willen tatkräftig in ernste Pflege genommen und so das errungen hat, was man unter Humanität im weitesten und tiefsten Sinne des Worts versteht. Reinheit des Herzens, Wärme des Gemüts, Reichtum des Geists, Festigkeit und Adel des Willens macht jene echte humanitas aus: der sie sein eigen nennt, darf im höchsten Sinne ein reifer Mensch heißen. Manch einer hat sein Leben so zu einem Kunstwerk ausgestaltet, das mit der Schönheit seiner Linien, der Harmonie seiner Teile den urteilsfähigen Betrachter entzückt: nicht jedem gelingt so Hohes; aber im kleinen kann auch er vielleicht leisten, was dort im großen sich darstellt Die Vorbedingung ist auch hier die Erkenntnis, daß reif sein alles ist.

So aber gilt's ferner, auch auszureifen als Gotteskind. Der Weg dazu ist Ihnen gewiesen: verfolgen sie ihn! Er führt durch die Gnade zum Glauben, durch den Glauben zur Heiligung, durch Glauben, Heiligung und wieder Gnade zur Gerechtigkeit vor Gott. So be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rührt sich wohl diese Gotteskindschaft mit jener Humanität, aber deckt sich nicht damit, bedarf deshalb auch einer besonderen Pflege. Sei's Ihnen, liebe Jünglinge, denn auch in dieser Stunde gesagt: Forschen Sie in der Schrift, und schöpfen Sie damit von dem Wasser, das ins ewige Leben quillet. So spricht der Herr: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." Dem evangelischen Christen zumal ist Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort der schwerste Vorwurf; denn von ihm, dem Evangelium, trägt er seinen edlen, hohen Namen, den durch die Tat zu ehren, ihm unablässiges Bedürfnis sein soll. Je öfter Sie aber Einkehr halten beim Wort, um so mehr wird es Ihnen seine Schätze erschließen, wird mit dem Verständnis auch der Zug zu ihm hin wachsen, können Sie ausreifen auch als Gotteskinder.

Daneben sollen Sie ausreifen als Bürger. Ein überreiches, herrliches Vätererbe an Volkskraft und Volksmacht sollen Sie dereinst mithelfen zu schirmen, sollen, wenn's sein kann, es an Ihrem Teile mehren. Da gilt's, den Schild nationaler Ehre blank zu halten, die Grundlagen nationaler Wohlfahrt zu hüten, an seinem Herd die gesunde Eigenart nationaler Sitte zu pflegen und dadurch, zunächst im engbegrenzten Kreise, von hier aus aber in die Weite Gutes zu wirken. Daß allen, die einer höheren Bildung sich erfreuen, diese Pflicht vor den andern, der breiten Volksmasse, obliegt, führe ich denen, die mit dem Reifezeugnis die Schule verlassen, immer wieder zu Gemüte. In einer Zeit zumal, wo das öffentliche Leben so viel Gärung und Kampf der Meinungen wie Bestrebungen aufweist, haben jene einen sonderlich festen Stand zu suchen, müssen sonderlich urteilsfähig werden, um mitraten, mittaten zu können. Wo ein Wille, findet sich ein Weg; das Ziel aber weist wieder das Wort: „Reif sein ist alles."

Und nun die letzte Form der Reife. In Hermann und Dorothea steht das Wort: „Der eine hat die, der andre andere Gaben. Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise Gut und glücklich." Ein jüngst heimgegangener Dichter*) gibt einem ähnlichen Gedanken diesen Ausdruck:

Nicht eine Münze von allgültgem Wert
Ist unser Glück, nach dem wir alle jagen:
Jedwedem ward das Hoheitsrecht beschert,
Des eignen Glückes Münze sich zu schlagen.

Weil die Gaben individuell so verschieden sind, so schlägt sich jeder nach besonderem Hoheitsrecht seines Glückes Münze; deshalb aber hat auch jedweder seine besondere Reife zu erstreben. Ausreifen soll er, wie ich oben sagte, auch als Persönlickeit. Er wird's, wenn er die ihm von Gott verliehenen Kräfte und Gaben zu voller Entfaltung bringt. Darum achte er seiner, wirtschafte treulich mit dem ihm anvertrauten Pfunde, sei es klein oder groß, gehe schlecht und recht seinen Weg und lasse die anderen, anders gearteten, ihre Straße ziehn. So entwickelt er sich zum festgeprägten, in sich geschlossenen Charakter, kommt auch als Persönlichkeit zu jener Reife, die allüberall alles ist.

Ich habe versucht, l. J., Ihnen anzudeuten, daß eine Reife nicht die Reife ist. Die Schule hat Sie reif gesprochen und bezeugt Ihnen das jetzt durch Aushändigung des Reifezeugnisses; später fällt eine andere Autorität, sodann das Leben den Spruch, zuletzt der ewige Richter droben.

Sei er, der treue Gott, mit Ihnen auf allen Stufen und in allen Richtungen Ihrer Fortentwicklung, geleite er Sie mit seinem Segen auf Schritt und Tritt, helfe er Ihnen, dereinst „aufrichtige", vollreife und glückliche Männer zu werden! Und nun empfangen Sie, was Ihnen die Pforte zu einem neuen Dasein erschließt!

*) J. Lohmeyer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3.

Vom festen Sinn.

Michaelis 1904.

Liebe Abiturienten!

Noch sind Sie in dieser Stunde die Unseren, noch Glieder der Gemeinschaft, die den einen von Ihnen 9½, den zweiten 8¼, den dritten nur 1½ Jahre umfing. Aber Sie erschienen, um zu scheiden: alte Bande lösen sich; ganz dahinten liegt bald für Sie das alte Dasein. Daß es sich gekrönt hat in der Erreichung des ersehnten Zieles, daß Sie Ihr Schulleben schön beschließen mit dem Reifezeugnis in der Hand, dazu beglückwünsche ich mit allen Ihren Herrn Lehrern wie Ihren Mitschülern Sie von ganzem Herzen, beglückwünsche auch Ihre lieben Eltern zu der durch Sie ihnen gewordenen Freude. Gedenken Sie in diesem Augenblick der Vater- und Muttertreue, die Sie bis hierher geleitet, Sie umhegt und umschirmt hat von Jahr zu Jahr. Gedenken Sie auch der Arbeit der Bildungsstätte, der Sie in zweiter Linie zu Dank verpflichtet bleiben, ob sie auch auf mühseligen, oft steinigen Pfaden Sie führte; der errungene Preis solcher Wanderung lasse Sie bald der erlittenen Wegesplage vergessen. Gedenken Sie weiter gern der geschlossenen Schulfreundschaften, der Wonne kameradschaftlichen Verkehrs, die so manche dunkle Stunde lichtete, des erfüllter Pflicht entsprossenen Hochgefühls, und treten Sie so heraus aus dem altgewohnten Kreise mit den Empfindungen, die dieser Scheidestunde ziemen, froh zugleich und dankbewegt.

Zwei von Ihnen wollen sich dem Studium, einer will sich kaufmännischem Berufe widmen. So teilen sich Ihre erst gemeinsamen Wege; mögen sie gemeinsam doch bleiben in dem einen, daß Sie drei das Seite an Seite Errungene vollwertig nützen, alle drei, jeder in seinem Kreise, tüchtige, aufrechte, wacker strebende Männer werden Sich zum Frieden, dem Nordhäuser Gymnasium zur Ehre!

Dazu helfe Ihnen an seinem bescheidenen Teile auch das besondere Wort, das ich Ihnen als Wandersegen auf Ihre Ausfahrt mitgebe, das Wort aus Goethes Hermann und Dorothea: „Wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich."

Abhebt sich dieser lichte Wahlspruch dort von dem dunklen Hintergrunde jener fürchterlichen Bewegung, die kurz vor der Wende des 18. Jahrhunderts das nachbarliche Frankreich in seinen Grundfesten erschütterte, die fortzutragen der Dichter durch eine seiner jugendlichsten und Ihnen darum sonderlich nahe stehenden Gestalten warnt. Fest zu beharren, nicht zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt zu sein, die Mahnung wie Warnung gilt auch heute, gilt der Jugend zumal auch unserer Tage. Denn erschlossen ist sie — das liegt in ihren Jahren — jedem neuen Eindruck, noch nicht gefestigt gegen die berückenden, verführerischen Stimmen von links, von rechts. Solche Stimmen aber, sie dringen auf den, der aus der Enge und Geborgenheit des Hauses, der Schule hinaustritt, ein zu Hauf. Und unsere Zeit, sie gleicht zwar gewiß nicht jenen Schreckensjahren, aus deren dunklem Rahmen die Handlung der Dichtung dort leuchtend hervortritt; weit dahinten liegt jener Taumel, hervorgerufen halb durch unerträglichen Druck verrotteter Verhältnisse, halb durch fanatisierte Leidenschaft, den Wahnwitz des Hasses. Wir Deutsche zumal freuen uns wohl — und dürfen's, sollen's — in dem warmen Glanze des neuen, lebensvollen Frühlings, der unsrem nationalen Dasein vor einem Menschenalter endlich gekommen ist. Aber schweigen deshalb jene Stimmen, deren ich oben gedachte? Sind sie nicht vielmehr geschäftig, das Höchste und Heiligste in den Staub zu ziehn; statt vollwichtiger Münzen wertlose Groschen in Kurs zu bringen; statt des göttlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Evangeliums oft recht anfechtbare Menschenweisheit zu predigen; statt an Pflichten zu gemahnen, nur auf Rechte zu pochen; statt an „den erhabenen Trieb des Menschen zum Bessern" an den niederen Trieb zum Neuen zu appellieren; statt der Unterordnung Auflehnung, statt der Liebe Haß, statt der Genügsamkeit Unzufriedenheit, statt schöner Weltfreudigkeit öde Genußsucht, statt des Geistes das Fleisch zu verherrlichen? Und nicht vereinzelt etwa ertönen solche Stimmen, nein im vollen Chor, in der Enge des Hauses, wie auf dem Markt, der Gasse — im Volksrat und in der Parteiversammlung — in Literatur und Tagespresse. Viel Unholdes, Unwahres, Unsittliches, Unchristliches macht sich breit auf und ab; der Pöbel nicht allein jauchzt ihm zu. Um so entschlossener und geschlossener hat der engere Kreis derer, die weiter und tiefer zu blicken berufen sind, das Vätererbe an Tüchtigkeit festzuhalten, sich zu stemmen auch gegen diese Bewegung, Erschütterung nüchtern, wach, strebsam, treu, den Blick unverwandt hingelenkt auf die höchsten Daseinsgüter des Einzelnen und der Nation, das Herz erfüllt, erwärmt, gehoben von Idealen, dem felsenfesten Glauben vor anderm, daß unser Leben überwärts geht. So gilt's denn auch heute, nicht schwankend gesinnt zu sein, nein zu beharren, gilt's doppelt für Sie, l. Jünglinge, jetzt, wo mit den alten Schranken die alte Schutzwehr dahinsinkt, mit der seitherigen Gebundenheit die seitherige Bewahrung aufhört. Je größer aber das Maß der Freiheit — denn verschieden wird sie Ihnen fortan zugemessen —, um so größer sei auch das Maß Ihrer Festigkeit; und nach ihrem Inhalt sei diese dauernd bestimmt durch das, was Sie an Erkenntnis mit hinausnehmen ins Leben und prüfend, ringend tagtäglich hinzuerwerben.

Die Aufgabe, wahrlich, ist nicht klein, doch groß auch der Preis. Denn so sagt Goethe: „Wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich."

Die Verheißung könnte auf den ersten Blick übertrieben klingen. „Die Welt sich bilden!" Das scheint oberflächlicher Betrachtung höchstens auf die Großen der Erde zu passen, einen Napoleon, einen Bismarck allenfalls, oder — in rein geistigem Sinne — einen Dichter-, einen Denkerfürsten etwa, kurz auf einen jener handelnd oder sinnend durch ihre Art ganze Menschenalter bestimmenden Titanen, wie sie nur je und je, in weitabgetrennten Fristen, auf Erden erscheinen, die schöpferischen Rüstzeuge Gottes, deren Spuren Jahrhunderte nicht austilgen. — — Und doch ist unser Wort einem schlichten Kleinbürger, einem Jüngling zudem, dem eben erst in feierlich-großer Stunde das Wollen des Mannes kam, in den Mund gelegt, spricht er es aus auch sich zur Mahnung. So denkt er denn, um so hohen Lohn fest beharrenden Sinnes zu werben.

Es gibt eben auch eine kleine Welt. So ist des Kindes Welt sein Spiel, die des Knaben zunächst, was Haus und Schule an Pflichten ihm auferlegt, die des Jünglings, des Mannes der Schaffenskreis, in den er gestellt ist, sein Beruf, seine Heimat, seine Kirche. Was in diese Kreise also hineinfällt, das, meint der Dichter, bildet sich, wer fest auf dem Sinne beharrt, drückt ihm den Stempel seines Wesens auf — sibi res, non se rebus subiungit, mit Horaz*) zu reden —, während der schwankend Gesinnte von der Welt den eignen Stempel empfängt oder etwas Stempelartiges, heute so, morgen so, je nach den wechselnden Eindrücken, die von außen auf ihn wirken. Ein wie köstliches Ding ist's doch um den Mann, den Jüngling, ja den Knaben selbst, der weiß, was er will, will, was er soll, und danach tut! Sie, diese Festigkeit im Guten, Tüchtigen, Ehrenhaften, bildet sich tatsächlich die Welt im oben angedeuteten Sinne, auf engerem oder weiterem, bescheidenerem oder bedeutsamerem Schaffensfelde. Wir fassen ihren Inbegriff wohl auch mit dem Wort Charakter zusammen,

*) Epist. I, 1, 19.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

d. h. Gepräge. Der Mensch soll nicht sein, wie eine abgegriffene Münze, darauf Wort und Bild kaum zu erkennen ist; so aber wird, wer sich nicht sicher behauptet, sich nicht steten Sinnes erwehrt gegen entprägende Einwirkung. Kein Talent auch, keine Bildung ersetzt das, was ich Charakter nannte. Nur diesem ist als Preis zuerkannt, daß er sich die Welt bildet, die kleine vielleicht; aber aus dem Kleinen setzt sich das Große zusammen, und vereinigte schwache Kräfte mögen eine starke, weithin sich erstreckende Wirkung erzielen. Steht jeder für sich seinen Mann, fest, rund, geschlossen, dann ist's um den Einzelnen wohl bestellt und wohl bestellt um das Ganze, den nächsten Kreis, dem er zugehört, den weiteren, das Vaterland. Weil ein Gewaltiger — sein Bild schaut auf uns herab — so fest auf dem Sinne beharrte, ein Fels inmitten brandender Flut, darum nennen wir Deutsche heute unser, was uns Glück und Wonne ist. So haben nicht wenige auch unsrer Hohenzollernfürsten ihres Volkes Wesen und Schicksal mit dem ehernen Hammer ihrer großen Eigenart zu einem tüchtigen, standfesten Gebilde geschmiedet. Wir Alltagsmenschen können nicht im Wollen, nicht im Vollbringen dem Heros gleichen; aber sollen wir deshalb nichts, gar nichts von ihm lernen? So wäre die erziehende Macht alles geschichtlichen Heldentums schier ein leerer Schall; sie soll aber sein eine fortwirkende Kraft, ermunternd, stählend, begeisternd, auch darin den Nachgeborenen ein Segen, wie den Mitlebenden. Und auch jenes Xenion ist ein weises Wort: „Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine Recht; der Große begehrt, just so das Große zu tun."

Wenden Sie den Blick von den ragendsten Höhen zum Hügelland und zur Niederung, halten Sie Umschau in dem Bereiche Ihrer eigenen, persönlichen Erfahrung, so finden Sie auch da den Satz, den ich Ihnen heute ans Herz zu legen versuche, bestätigt. Halbheit und Haltlosigkeit, jene Schwäche, die den Menschen zum schwanken Rohre, einem Spielball jedes Lufthauchs macht, sie zeigt schon in der Enge des Schullebens, wie verhängnisvoll sie auf weiterem, freierem Plane wirken muß. So bildet sich hinwiderum schon der Schüler die Welt, der mit fester Entschlossenheit seine Welt sich untertan macht, sie beherrschen lernt, indem er seine ganze Kraft setzt an die Erfüllung der ihm obliegenden Aufgaben, Pflichten. Ebenso im alltäglichen Leben draußen werden sie Ihnen begegnen, die Muster jener Sinnesart, die Goethe in seinem Hermann dichterisch verherrlicht, die markigen, soliden Naturen, die in sicherem Gleichmaß des Strebens nicht hin und her taumeln, nein festen Schrittes ihren Lebensweg durchmessen, von sich ablehnen, was ihrem Wesen fremd ist, das Altbewährte nicht drangeben für das gleißend Neue, unbeirrt von der Tagesparole und vom Tand des Daseins sich behaupten und so im kleinen sich die Welt bilden, nicht nach der Welt sich.

Solch leuchtenden Beispielen folgen Sie, l. Jünglinge, nach! Denn ist irgend jemand berufen zu klarer Festigkeit und bestimmender Einwirkung, so sind's die vor andern, die den Schatz und das Glück höherer Bildung ihr eigen nennen. Nicht die breite Masse nach ihren dunklen, tastenden Instinkten vermag, die Welt würdig zu gestalten; sie kann sie höchstens verpöbeln. Die Veredlung der Welt, jeder wahre Fortschritt hat allezeit in den Händen jener Minoritäten geruht, die, urteilsfähig, erprobten Leitsternen folgend, das Falsche nicht deshalb für richtig hielten, weil's das Gros für richtig nahm, das Krumme nicht deshalb für gerade, weil's dem blinden Haufen gerade erschien. Wie in der Menschheit, der unendlichen auf Erden, vom Anbeginn des geschichtlichen Lebens wenige erlesene Völker Kulturträger waren, wie solche heute noch das Salz der Erde sind, so ist's mit dem Wert und Gehalt der Menschen, einzeln genommen, auch. Weil auf ungezählte Nieten spärliche Treffer kommen, kann nicht die Kopfzahl entscheidend sein, sondern nur das Maß von Intelligenz und sittlicher Tüchtigkeit, das in der kleinen Minderzahl zur Erscheinung kommt. Eins der Hauptkrankheitssymptome gewisser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Epochen war es, daß dies Verhältnis verschoben wurde, der vierte Stand mit maßlosen Ansprüchen vordrängte und im Hinblick nur auf die Breite seines Stroms, ohne Augenmaß für die Tiefe des im engeren Bett flutenden andern, das Volk zu sein, den Herren zu spielen begehrte. Auch heutzutage verlangt Massengeschrei nach der Aufrichtung neuer Lebensformen, in denen die Höhen abgetragen, die Täler ausgefüllt seien, statt einer durch reizvollen Wechsel belebten Landschaft ein ödes, unholdes Einerlei gestalten- und farbloser Ebene, wo nicht oasenloser Wüste trete. Wo liegt die Schutzwehr gegen solchen Ansturm? Allein im festen Beharren derer, die ihr Anrecht an die führende Rolle erwiesen haben. Auch Sie, l. Jünglinge, sollen dereinst zu diesen zählen, weil Ihre Vorbildung Sie hinausgehoben hat über das Gros der Altersgenossen. Nicht soll Sie solches Bewußtsein zur Selbstüberhebung führen, wohl aber Sie dauernd innerlich adeln. Lassen Sie denn das Ihnen anvertraute Pfund nicht ungenützt, tot liegen, damit Sie dereinst als treue Haushalter erfunden werden, auch Sie im festen Beharren ein Segen werden für viele, auch Sie im dargelegten Sinne die Welt Sich bilden!

Die Wege, die einzuschlagen Sie im Begrift stehen, ich sagte es schon, gehn auseinander; Ihnen allen ist doch das gleiche Ziel gesteckt, Ehre einzulegen und Sich zu tüchtigen, höher gerichteten, charaktervollen Männern auszuwirken.

Daß Ihnen dies beschieden werde, daß keiner nach guter Aussaat beglückender Ernte ermangele, das ist der Segenswunsch, mit dem ich Sie Gottes treuer Hut und Pflege anbefehle. Er walte über Ihnen mit seinem gnädigen Schutze, wie heute, so auf Ihrem ganzen Lebenswege!

Und nun empfangen Sie in Ihrem Reifezeugnis den Lohn langen, ich darf freudig hinzufügen, treuen Bemühens und den Ansporn zugleich zu weiterer Bewährung!

4.

Von der Verflachung und Unstetigkeit als einer Zeitgefahr.

Ostern 1905.

Liebe Abiturienten!

Indem die Schule im Begriff steht, Sie ausgerüstet mit dem Reifezeugnis aus ihrer Gemeinschaft zu entlassen, entbietet sie Ihnen durch mich ihre Glückwünsche zur Erreichung des erstrebten Ziels, ihre Segenswünsche für die vor Ihnen liegende Wegfahrt. Eine längere oder kürzere Verbindung löst sich in dieser Scheidestunde; denn ist einer von Ihnen nur 3 Jahre der Unsere gewesen, so waren es die andern von der untersten oder doch von einer unteren Klassenstufe ab. Sie alle aber beendigen mit dem heutigen Tage den Lebensabschnitt, dessen Arbeit Ihrer allgemeinen geistigen Ausbildung, nicht der Vorbereitung für einen bestimmten Beruf galt, dessen Ertrag ein mannigfaltiges Wissen und Können ist, nicht eine marktläufige Münze, die unmittelbar an den Mann zu bringen wäre. Sie geschickt zu machen für andre, in engerem Rahmen sich haltende Lernaufgaben, das war das Anliegen der Schule: wenn diese Sie heute dazu für geschickt erklärt, so hat sie Grund, Sie zu beglückwünschen. Wenn sie weiter hofft — und sie tut es —, daß Ihnen nicht nur Kenntnisse zugeführt und die geistigen Schwingen zum Fluge gestärkt sind, nein auch Herz und Gemüt aufs Wahre, Schöne und Sittliche gerichtet, der Sinn für die Heiligkeit der Pflicht eingepflanzt, der Wille gestählt, der Boden zu Ihrer Charakterbildung wohl bereitet ist: so darf dieselbe Schule auch der Zuversicht leben, daß ihre Segenswünsche für Sie sich schön erfüllen, die Erwartungen, mit denen sie Sie entläßt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu Frucht und Ernte heranreifen werden. Ihre Wege gehen fortan weit auseinander. Der Hochschule wenden sich zwei von Ihnen, einem Universitätsstudium fünf zu, und diese wieder auf sehr verschiedenen Bahnen. Mögen Sie alle doch in einem dereinst einander gleichen, darin, daß Sie, jeder an seinem Platz, Ihren Mann stehn als Menschen, als Christen, als Bürger und als Vertreter des erwählten Berufs! Nur eine der Vorbedingungen dazu, aber eine hochwichtige, nennt das Sprichwort „Fleiß ist der Vater des Glücks." Diese Kardinaltugend des Schülers tut auch nachher dem Jüngling, tut dem reifen Manne not; ihren Segen haben Sie geschmeckt: suchen Sie ihn fürder Sich zu eigen zu machen, und Sie werden den rechten Weg nie ganz verfehlen.

Doch nicht hierbei, nicht beim Segen des Fleißes, will ich in dieser Stunde Ihre Aufmerksamkeit festhalten; vielmehr lassen Sie mich heute Ihren Blick hinlenken auf ein Wort der Warnung, das der Charakter der Zeit, in der Sie hinaustreten aus der Enge und Gebundenheit der Schule in die Weite und Freiheit des Lebens draußen, mir nahe legt. So schrieb vor nunmehr etwa 20 Jahren — inzwischen ist er heimgegangen — einer der gedankenreichsten, warmherzigsten und formvollendetsten Historiker, der besten deutschen Männer einer, Heinrich von Treitschke: „In keiner Epoche der civilisierten Geschichte — etwa die letzten Jahrhunderte des sinkenden römischen Kaiserreichs ausgenommen — war die Gefahr der Verflachung und der inneren Unstetigkeit größer als in der Gegenwart." *) Der Urheber dieses Urteils war, als er es fällte, reif an Jahren, ein längst bewährter Beobachter, Forscher und Denker, auf hoher geistiger Warte stehend; er pflegte nicht tönende Schlagworte auszuprägen, in Umlauf zu setzen: so gibt jenes Urteil zu denken, lohnt es sich, ihm nachzugehen, es auf seinen Gehalt zu prüfen und nötigenfalls die Nutzanwendung zu machen. Hat sein Verkünder, in dessen Art es keineswegs lag, grau in grau zu malen, der, weit entfernt von galliger Unzufriedenheit und mürrischer Tadelsucht, die großen Errungenschaften der Gegenwart wieder und wieder mit begeisterten Worten, froh und stolz, gepriesen, hat er recht mit seinem herben Satz über die Gefahr der Verflachung und Zerstreuung moderner Bildung? Oder war's vielleicht nur die flüchtige Eingebung einer trüben Stunde, was ihn sein Verdikt fällen ließ?

Zur Beantwortung dieser Frage besinnen wir uns zunächst auf die Kompliziertheit moderner Bildung im Unterschiede von der früherer und frühester Kulturepochen. Das älteste abendländische Volk, das einer hohen, edlen und vielseitigen Kultur sich rühmen durfte, war das der Griechen, seine Kultur selbst, wenn nicht in ihren Anfangsstadien, so doch auf ihrer Höhe, ja lange, ehe sie diese erreichte, eine völlig originale, aus der Eigenart des Griechentums geborene, von fremden Einwirkungen unbeeinflußte. Seines Genius froh und sicher, sah der Hellene herab auf den „Barbaren" und hatte ein Recht, sich ganz auf sich zu stellen, reich, tief und schöpferisch, der geborene Lehrmeister der Menschheit auf allen Gebieten künstlerischer, literarischer, wissenschaftlicher Betätigung. — Die Zuchtmeisterin der Völker, später erst ins helle Licht der Geschichte tretend als etwa Sparta und Athen, wurde „die ewige" Roma, ging sicheren Schrittes ihren Weg in der Entfaltung der Staaten bildenden und Staaten erhaltenden Kräfte, unübertroffen in Kriegskunde, Verwaltungsgeschick und Rechtsentwickelung. In Wissenschaften und Künsten aber, teilweise in dem Ausbau ihrer Sprache selbst, wurden auch die Römer abhängig vom besiegten Griechenland, zeigten so im Unterschiede von diesem eine zwieschlächtige Bildung, verbreiteten solche über Hispanien, Gallien, die Donauländer, Britannien, Nordafrika und stellten neben die hellenische bezw. hellenistische eine lateinisch-

*) Deutsche Kämpfe, Neue Folge S. 227.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hellenische Kultur. — Auf leisen Sohlen zunächst einherschreitend, dann schnell, übermächtig um sich greifend, formte darnach das Christentum mit dem antiken Glauben und der antiken Gesittung die antike Bildung um. Drei Säulen waren es nunmehr, auf denen die Kultur des römischen Weltreichs ruhte. — Nach seinem Zusammenbruch rettete von jener aus dem ungeheuren Wirrwarr der Zeiten die Kirche, soviel genügte, um die Menschheit vor dem Rückfall in völlige Barbarei, der Wiederkehr eines geistigen Chaos zu bewahren. — Aus den Trümmerstücken des zerschellten Römerbaus gestalteten sich im Laufe der Jahrhunderte selbständige Staatengebilde, andre noch traten auf geschichtlichem Neulandboden hinzu; jedes aber jener wie dieser ging seinen eignen Weg, hatte seine eigne Entwicklung, erzielte seine eigne Bildung, strahlte diese in eigner Weise aus und empfing, wie es gab. — An solchem Geben wie Empfangen erhielt Deutschland speziell seinen vollen Anteil. Schon dies, daß es die Wiege der Reformation wurde und damit neue, gewaltige Lebenskräfte weckte, war eine Gabe über alle Gaben. Dann wieder erreichte es seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Bildungshöhe und geistige Daseinsdichtigkeit, die nicht ihm allein zu gute kam, nein schöpferisch mitarbeitete an der europäischen Gesamtkultur. Dazwischen jedoch lag eine Epoche, wo es, zertreten, zermalmt, seiner Gesittung und Sprache selbst entfremdet, Bildungsanleihen machen mußte bei den geschichtlich glücklicher geführten Nachbarländern, Frankreich zumal. — Unsre Zeit endlich hat die Kulturen aller civilisierten Völker immer fester zusammengeschlossen und damit die herüber, hinüber gehenden Beziehungen, die Befruchtung der mannigfaltigsten Kulturkreise durch einander ins ungemessene gesteigert.

Das ist ein Gewinn; dennoch fehlt auch hier dem hellen Lichte der tiefe Schatten nicht. Nahe jedenfalls liegt unter dem Andringen der massenhaften zugleich wie verschiedenartigsten Einwirkungen und ihrer räumlichen wie zeitlichen Ausdehnung die Sorge, daß ein Volk den feinen Takt für seine eigenste Art, damit für die Wurzeln seiner Kraft verliere; daß es über dem ringsumher brausenden Stimmengewirr einer Stimme, der beachtungswürdigsten, zu lauschen verlerne, der heiligen Stimme des nationalen Gewissens. Der Deutsche zumal ist über dem langen Tiefstande seines politischen Daseins und dem daraus erwachsenen Mangel an zuversichtlichem Frohgefühl eigner Kraft und eignen Könnens anpassungsfähiger geworden, als ihm oft gut und heilsam ist. Das ist eine Quelle jener Verflachung und Zerstreuung, von der oben die Rede war. Die Gefahr sicherlich der Versandung und Unstetigkeit liegt da vor, wo wir fremder Lebensanschauung, fremder Sitte, fremder Art und Unart, fremder Literatur, fremder Kunst Sinn und Herz zu erschließen willig sind ohne das Gegengewicht des unverrückbaren Glaubensartikels, daß für uns Deutsche allezeit deutsch Trumpf bleiben muß. Und zu diesem Glaubensartikel bekennen sich selbst heute, wo das neue Reich doch seit mehr als 30 Jahren machtvoll, herrlich dasteht, wo das Gefühl, ein Deutscher zu sein, die Brust wieder mit berechtigtem Stolz erfüllen darf, bewußt oder unbewußt, noch nicht alle unsre Volksgenossen mit jener Sicherheit nationalen Selbstgefühles, wie sie dem Engländer z. B. und Franzosen längst eignet. Mindestens kann man behaupten, daß selbst in dieser Beziehung der Genesungsprozeß der deutschen Volksseele noch nicht zum Abschluß gekommen ist, alte Krankheitserscheinungen immer wieder zur Oberfläche treten.

Doch mögen sie — wir hoffen's — bald überwunden werden, so droht von andrer Seite der modernen Bildung eine Gefahr, wie in dieser Ausdehnung nie zuvor. Die Presse, die publicistische und journalistische Tagespresse zumal, ist bei fieberhafter Arbeit, zieht alle Fragen des politischen, wirtschaftlichen und sozialen, des literarischen und künstlerischen, des sittlichen und religiösen Lebens in ihre Kreise, sorgt — in ihrer Art — für Belehrung und Unterhaltung, füllt viele müßige oder müde Stunden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angenehm, z. T. nützlich aus, regt an auf Schritt und Tritt. Doch die Fülle und Buntscheckigkeit des Gebotenen, die Hast und Hatz, mit der es auf den Markt geworfen wird, die Sucht nach dem Sensationellen, dem Übersalzenen und Überpfefferten, die Zuversichtlichkeit schnellfertiger Kritik: dies alles bildet — wie oft! — die unholde Kehrseite der glänzenden Medaille. Plato stellt einmal die *δοξόσοφοι* in Gegensatz zu den *σοφοί*, die Scheinweisen zu den wahrhaft Weisen. Nun, jene Scheinweisheit vor allem treibt in einem großen Teil modernen Schriftentums ihr wildes Spiel und, was schlimmer ist, zieht Scheinweisheit, zieht vielfach den oberflächlichsten Dilettantismus, nicht selten den ödesten Pessimismus groß. Daher denn heutzutage die auf allen Straßen fahrende Neigung, über Unverstandenes oder Halbverstandenes zu reden, zu urteilen und besonders abzusprechen. Wie viele moderne Menschen schöpfen ihre Bildung, wenn man's so nennen darf, ausschließlich oder fast ausschließlich aus so trübe, wie ergiebig fließenden Quellen und operieren dann kindlich-unbefangen mit angeflogenen Urteilen, vorgefaßten Meinungen, unverdauten Kenntnissen und wertlosem Notizenkram, verlieren zuletzt den Mut und die Neigung, frei und schlicht zu bekennen: „Davon schweige ich, denn davon verstehe ich nichts; so überlasse ich willig das Wort dem Kenner, dem Eingeweihten.“ Wie aber bildet sich dieser heran? In der Beschränkung und Vertiefung. Sie zu finden, zu erringen, gestehen wir's nur, wird dem Menschen von heute schwerer gemacht als früheren Geschlechtern. Von der Spreu die Körner, von den Eintags- die Dauer- und Ewigkeitswerte zu sondern, ist da nicht leicht, wo Spreu und Eintagswerte zur Oberfläche dringen, wie die Pilze im Hochsommer. Und doch entwöhnt sich selbst des eignen Denkens, wer ohne innere Sammlung und Andacht ruhelos im Nichtigen oder im Allerlei umhertreibt. Der mit Bildungsstoff überladene und sich stets neu überladende Geist kommt zuletzt in ein waches Traumleben hinein, dem die Energie der Selbstbesinnung mangelt; er vermag jene Massen nicht zu verarbeiten; das Durcheinander haftet nicht in der Seele, geschweige denn, daß es schöpferische Kräfte in ihr weckte. ‚Non multa disce, sed multum‘, zu deutsch: „Nicht in die Breite so sehr gehe die Lernarbeit, wie in die Tiefe“, die Mahnung tut unsrer Zeit vielleicht mehr not als jeder anderen.

Das politische Leben, speziell das deutsche, dreht sich mehr und mehr um Fragen, die, so wichtig auch an sich, doch an innerer Tragweite nicht zu vergleichen sind mit denen jener Tage, wo die erhebende Leidenschaft nationaler Daseinskämpfe unsern Vätern oder Großvätern die Seele schwellte, sie brennen ließ in heller Begeisterung für die konstitutionelle Ausgestaltung wie für die Einigung des Vaterlandes. Abgetreten sind die stolzen Träger jener hohen Aufgaben; damit hat sich selbst das Gepräge unsrer Parlamente verändert. Die wirtschaftliche und soziale Politik, die unsre Zeit vor anderem bewegt, z. T. in der tiefsten Tiefe erschüttert, ist hochbedeutsam wohl, allein nicht in erster Linie dazu angetan, den Blick auf das Ideale, die letzte Quelle doch aller echten Kultur, hinzulenken.

Mit der Steigerung des Wohlstandes ist eine Zunahme der Genußsucht und der Mittel zu ihrer Befriedigung, ist vielfach eine Abnahme der Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsausdauer Hand in Hand gegangen; auch das sind Feinde der Volksgesittung und Volksbildung.

Selbst scheinbare Kleinigkeiten erhalten im Zusammenhange Bedeutung: ich berühre deren eine. Der solide Brief ist mehr und mehr von der Post-, diese wieder von der Ansichtskarte abgelöst worden. Zu ausgiebigerem, schriftlichem Gedankenaustausch, wie die Vergangenheit ihn liebte, pflegte, in herrlichen Denkmalen dahingeschwundener Zeiten uns vermachte, nimmt der moderne Mensch sich nicht die Zeit, hat er vielleicht nicht die Muße. Bei wie vielen Gelegenheiten tritt selbst das so unpersönliche Telegramm, das nicht einmal originale Schriftzüge übermittelt, an die Stelle einer mehr zum Herzen sprechenden Lebensäußerung. Die Bildung zumal, die im Gemüte wurzelt, erfährt durch derlei Erscheinungen eine Einbuße.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nur von wenigen besonders greifbaren Seiten her — ganz außer Acht bleiben mußte unter anderem das Durch- und Gegeneinander moderner Weltanschauungsprobleme wie der Versuche ihrer Lösung — und durch Streiflichter habe ich die uns beschäftigende Frage zu beleuchten versucht. Ich kehre jetzt zu dem Ausgangspunkte dieser Betrachtung zurück, dem herben Wort über die Gefahr der Verflachung und Unstetigkeit, die vor andern Epochen der Geschichte unsre Zeit bedrohe. Haben wir nach dem Gesagten Anlaß, es zu verwerfen? Vielleicht, trotz allem und allem, der Gradbestimmung nach; die Gefahr, von der es handelt, besteht dennoch. Ist dem aber so, dann gilt's, beim Himmel, für die Gesamtheit, solcher Gefahr entschlossen ins Auge zu sehen, gilt's für jeden Einzelnen, nach dem Maße seiner Kraft ihr zu begegnen. Denn daß gründliche Bildung und geistige Sammlung hohe Güter, daß hinwiderum Verflachung und Unstetigkeit unholde Erscheinungen sind, leugnet kein Verständiger. Sie, l. Jünglinge, sind noch mitten in Ihrem Bildungsgange begriffen; Ihr Absehn ist zuletzt darauf gerichtet, Sich zu tüchtigen Männern auszuwirken: auch Ihnen kann so die angeregte Frage nicht gleichgültig sein. Wohl ist jeder ein Kind seiner Zeit, vermag sich ihrem Zuge nie ganz zu entziehn; blindlings und willenlos soll er ihm dennoch nicht folgen. Wo ein Feind droht, muß man ihn zu schlagen suchen. Aus dem Warnruf aber jenes getreuen Eckart, des Stimme wir vernommen haben, ergeben sich von selbst Mahnungen, ergeben sich auch für die Jugend, so denn für Sie, l. Jünglinge. Zuerst die: Achten Sie alles, was deutsch ist, heilig, wie den Laut und den Leib der Muttersprache, so jede Offenbarung der Volksseele; — sodann die: Halten Sie Ihre Kraft weise zusammen; bemühen Sie Sich redlich, Ihren Geist an dem Erprobten, Bleibenden zu nähren; richten Sie ihn vor allem auf die ewigen Güter der Menschheit; — weiter die: Betrachten Sie nie als Merkmal echter Bildung die Beflissenheit, über alles und jedes mitzureden, mitzuurteilen, nein eignen Sie Sich den schönen Mut an, in vielem schlecht und recht Ihre Unwissenheit zu bekennen; — endlich die: Setzen Sie in ernste Arbeitsamkeit und strenge geistige Selbstzucht Ihre Ehre und Ihr Glück! Der Gefahr wenigstens der Verflachung und Unstetigkeit werden Sie dann nicht verfallen.

Und nun ziehen Sie getrost, entschlossen, freudig Ihre Straße! Sei Gott der Herr mit Ihnen auf allen Ihren Wegen! Unter Aushändigung Ihrer Reifezeugnisse entlasse ich Sie aus dem Verbande dieser Schule.

5.

Von zweierlei Art, die Dinge zu betrachten.

Ostern 1906.

Liebe Abiturienten!

In dieser Stunde, wo Sie von uns scheiden, sei mein erstes Wort ein herzinniger Glückwunsch, Ihnen ausgesprochen, wie in meinem Namen, so in dem Ihrer sämtlichen Herrn Lehrer und in dem Ihrer seitherigen Mitschüler.

Die Gebundenheit des Schuldaseins mit seinen vielen „du sollst, du mußt", mit seinen unausweichbaren Ansprüchen an die Zeit und die Kraft der ihm Verfallenen, mit seiner steten Nötigung, festbegrenzten Aufgaben zu Liebe selbst berechtigten Sonderneigungen zu entsagen: diese Gebundenheit liegt hinter Ihnen. Frei fühlen Sie Sich vorerst, frei wie der Vogel in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Luft. Mit der Wonne aber solcher Freiheit verbindet sich das Glück, als Frucht jener langen Gebundenheit nun gepflückt zu haben, was Sie wollten: das Zeugnis der Reife ist Ihnen zugesprochen, damit der Weg ins Leben geebnet, der Weg zur Universität erschlossen worden.

Wohl geben Sie, scheidend, zugleich die frühere Geborgenheit auf, wohl das Geleit durch wegkundige Führer; auch alte, liebe Bande lösen sich, Bande des Hauses, der Pietät, der Kameradschaft. Heute überwiegt doch in Ihnen eine frohe Empfindung jede andere, soll's. Sind dem Jüngling die Schwingen gewachsen, erstarkt zum Flug aus der Enge in die Weite, dann drückt ihn alles, was solchen Flug hemmt. Soll er sich zum Mann auswirken, so ist Freiheit der Bewegung dazu die Vorbedingung. Also — noch einmal sei's gesagt — den Frohen unsern frohen Glückwunsch!

In verschiedenem Tempo, mit einem verschiedenen Maß von Gaben auch und von Schaffensenergie haben Sie die Schullaufbahn zurückgelegt. Ebenso sind verschieden die von Ihnen gewählten Berufe. Trennen sich aber nunmehr Ihre Bahnen, mögen sie dennoch in einem dereinst sich treffen, darin, daß jeder seinem Berufe Ehre macht, in ihm eine Ziffer darstellt, und nicht nur in seinem Beruf. — Ihnen dazu heute noch einmal bescheidene Handreichung zu leisten in der Mitgabe eines Losungsworts für Ihre Ausfahrt, das ist meine gern geübte Pflicht. Wieder nehme ich jenes, wie schon so manches Mal, aus der Schatzkammer eines unendlich reichen, mit vollen Händen spendenden Wirts. So lautet ein kleines, nicht sonderlich bekanntes Gedicht Goethes:

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben:
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister.
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein,
Begrüßt die heilige Kapelle!
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierrat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein.
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen.

Dem, was hier in Ihr Ohr geklungen, ich denke, auch in Geist und Gemüt gedrungen ist, entnehme ich für Sie jetzt, da Sie in Begriff sind hinaus zu treten, den Wahlspruch: „Kommt nur herein!" Wer ihm recht nachsinnt, dem offenbart sich eine schier nicht auszumessende Tiefe und Weite.

„Kommt nur herein!" Der die Welt und das Menschentreiben mit dem Blick des Weisen ergründete, er sah, daß jenen Ungezählten, die er als „Philister" abtut, das ist als das vulgus profanum, den weihelosen Haufen, des Horaz, daß solchen Philistern der Dinge Wesen darum ein ewiges Rätsel bleibe, also, daß sie verdrießlich sich abwenden auch von den Segensgaben des Genius, den dichterischen speziell, weil sie nur von außen betrachten, was von innen heraus geschaut sein will. Ganz anders die, die er „Gotteskinder" nennt, d. h. die erlesenen Naturen, in denen der echte Adel des Menschentums ausgeprägt erscheint: sie treten ins Heiligtum, statt vom Markte her zu gaffen; sie allein empfinden denn auch seine Wundermacht, erbauen sich und ergötzen die Augen, gehn nicht verdrießlich, nein, gehn frohgemut, gehoben, reicher davon.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wundervoll zutreffend illustriert Goethe das am Beschauen gemalter Kirchenfenster: vom Markt aus gesehen, bleibt ihr Bildwerk verworren, dunkel, düster. „Kommt aber nur einmal herein, Begrüßt die heilige Kapelle! Da ist's auf einmal farbig helle, Geschicht' und Zierrat glänzt in Schnelle, Bedeutend wirkt ein edler Schein." „Kommt nur herein!" Sie hereinzuführen, das war so manches liebe Jahr hindurch das heiße Bemühen Ihrer Lehrer bei aller Schrittlektüre, heiliger wie profaner. Sie glichen da zunächst auch dem, der gemalte Kirchenfenster vom Markt aus betrachtet. Ihre Wegführer erst leiteten Sie hinein in die Kapelle, gewöhnten so auch Sie allgemach, „Geschicht' und Zierrat", Kern wie Beiwerk, zu erkennen, erschlossen, was erst verschlossen war, prägten Sie, mit Goethe zu reden, wenn anders es gelang, aus Philistern um zu Gotteskindern. Und nicht anders ist der Entwicklungsprozeß in jeder Schulwissenschaft; überall gilt's da die gleiche Metamorphose.

Gelingt solche Umprägung aber nicht, dann handelt sich's eben um unverbesserliche „Philister", denen so Verständnis, wie Andacht und Ergötzen versagt bleibt, weil sie nur vom Markt aus nach den gemalten Scheiben äugeln mögen. Solchen gleicht auch, wer etwa als Schüler — oder sonst — für sich ein Buch liest im dumpfen Hinbrüten, ohne Denken, ohne innere Anschauung, ohne Fühlen; solchen, wer am leeren Wort sich genügen läßt, dem Begriff nicht nachfragt, wie in der bekannten Szene Götzens Söhnchen Karl; solchen, wer ein Studium treibt oder einen Beruf ohne geistige und gemütliche Anteilnahme: wie soll auf ihn das, womit er hantiert, bedeutsam wirken, wie ihm, was er betrachtet, „farbig helle" werden?

So gilt auf und ab die Losung: „Kommt nur herein, herein ins Heiligtum!" Sie gilt jedem, der nicht zum Haufen zählen will, gilt denn Ihnen speziell, liebe Jünglinge, die Sie so lange zum „Hereinkommen" geschult worden sind, die Sie einen auf wissenschaftlichen Grundlagen ruhenden, oder doch einen, wie niedere, so höhere Auffassung zulassenden Beruf Sich erwählt haben. „Philister" wie „Gotteskinder" des Kaufmannsstandes haben Sie in Gustav Freitags „Soll und Haben" kennen gelernt: jenen ist's nur um den klingenden Ertrag, diesen über alles um die Berufsehre, die innre, zu tun. Was in geistiger Arbeit unser „Hereinkommen" bedeutet, das konnte Sie keiner besser lehren als der Platonische Sokrates, dem forschend der Wahrheit zu dienen leben war, der sterbend noch die Hoheit des in ihm webenden Geistes besiegelte. Wie aber auch dem Menschen seine Bahnen gezogen und seine Ziele gesteckt sein mögen, immer heißt's zum Zentrum streben, nicht haften an der Peripherie: das ist das Geheimnis aller echten Größe, ist das Geheimnis selbst bescheidener Erfolge.

So sind denn auch weit ab von aller „Gotteskindschaft", die etwa im studentischen Dasein sein holdes Drumunddran für das Wesen halten, den lieben kecken Strauß am Jugendhut für das, was sie schütze vorm Sonnenbrand, die sich an den Schein verlieren, dem Sein absagen, dort wohnen, hier einkehren, dort in vollen Zügen schlürfen, hier seufzend nippen; weitab so manche andre, denen's wohl ernster zu tun ist um ihre Aufgaben, die aber doch, flügellahm, schwunglos, Kärrnerleistung tun, statt, was an Königsarbeit wenigstens heranstreift. Es gibt eine Art auch fleißigen Studierens, die, ausschließlich am Einzelnen und Kleinen klebend, nie eine höhern Warte zu ersteigen, nie von da aus freieren Blicks in die Wissenschaft hineinzuschauen trachtet; eine Art weiter, die über der Sorge, sich ins Schrankenlose zu verlieren, in der engsten Umzirkelung des innerhalb solcher Grenzen vielleicht durchaus tüchtigen Strebens ihr Heil sucht. Auch jene wie diese Art führt nicht ins Heiligtum, bleibt zuletzt auf dem Markte stehn, läßt von da den Blick schweifen und zieht wieder unerbaut, unergötzt davon. Mögen Sie, liebe Jünglinge, in den bedeutungsvollen Jahren, die Sie für die künftige Mannesarbeit vorbereiten sollen, vor solcher und jeder „Philistrosität", das Wort in Goethes Sinne gebraucht, bewahrt bleiben! Sie werden's, wofern Sie das „Kommt nur herein!" recht beherzigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So mahnt, wortlos und doch beredt, auch die Natur: „Kommt herein!", herein in des Waldes Dom, in die Wunderwelt des Hochgebirges, in des Meeres geheimnisvollen Zauber! Wer dort nur Holz sieht, hier nur Stein, im dritten nur Wasser, zählt nicht zu Goethes „Gotteskindern", nicht zu ihnen, wer am Kunstwerk, dem echten, die Seele nicht spürt, am geschichtlichen Helden nichts von dem Anhauch göttlichen Odems, der ihn geadelt hat.

„Kommt nur herein!" — so wird Sie später auf Schritt und Tritt das Leben mahnen, wenn Sie's inne werden, wie vielgestaltig des Mannes Pflichten sind, wenn Amt, Gesellschaft, Staat, Vaterland und Kirche feste Stellungnahme von Ihnen fordern, gegen Halbheit sich verwahren, wie gegen Lauheit. Wer da auf dem Markte bleibt, lernt nur einzustimmen in das Marktgeschrei, ein Nachbeter so inhaltsloser, wie oft verführerisch berückender Schlagworte jenes Eintagsgepräges, das, kommend, gehend, nicht mehr Bestand hat als etwa ein Gassenhauer. Ein andrer wieder, der hineinzutreten in die „heilige Kapelle" sich nicht aufrafft und doch mit den Urteilslosen zu laufen nicht gewillt ist, lehnt kühl Interessen und Aufgaben von sich ab, für die er doch ein Herz haben sollte. Dem höher Gebildeten zumal steht's übel an, bedeutsamen Anliegen seiner Zeit haltlos oder gleichgültig gegenüber zu stehn. Allerwegen heißt's für ihn heutzutage, mitraten und mittaten. Selbst der aber, dem's Ernst ist mit dem Wunsche, sich hierzu redlich zu rüsten, Schild und Schwert sich zu beschaffen, findet im wilden Gewoge der Meinungen, Richtungen, Parteien schwer einen festen Standort: Sitte und Geschmack, Weltanschauungen und Glaube, sie sind in einem Gärungsprozeß begriffen; Tradition und Autorität an sich gilt wenig; überall macht Neues, macht z. T. in stürmisch vordringender Weise sich geltend. Das alles findet in einer tausendstimmigen Presse willige Organe, klingt von tausend Rednerbühnen wieder, zieht, zerrt an uns: wollen wir da dem Manne gleichen, der nach gemalten Fensterscheiben nur von draußen, vom Markte schaut? So wird auch uns nichts „farbig helle" werden. „Kommt nur herein!" So und nur so mag sich im Denken und Fühlen, Wollen und Handeln Verworrenes schlichten, Dunkles lichten.

Doch wie, wenn Sie den Weg vom Markt ins Heiligtum nimmer finden? Wie, wenn die Pforten Ihrer schwachen Kraft sich nicht öffnen? So tun Sie Sich nach sichrer Führung ehrlich um! So suchen Sie durch doppeltes Bemühen über Sich hinaus zu wachsen!

Freilich jene zu finden ist schwer bei dem massenhaften Angebot, dem wirren Chor der Stimmen. Prüfen Sie denn reiflich: Maßstäbe solcher Prüfung gibt Ihnen, sind Sie von Kindesbeinen auf glücklich geführt worden, die Erinnerung an Ihr Elternhaus, gibt Ihnen, wenn sie's wach erhalten haben, Ihr Gewissen, gibt, erzstimmig, der Geschichte Mahnen wie Warnen, gibt der Denker und der Dichter Heroenschar, gibt für Ihren Beruf, wer darin vorbildlich sich bewährt hat oder bewährt, gibt für Ihre Berufsbildung neben dem lehrenden Meister der edel strebende Genosse, gibt für Sitte und Glauben Gottes Wort und, der in ihm sich die Wahrheit nennt und das Leben.

Wie sie aber Ihre Kraft stählen? Am Ernst der Arbeit, am Ringen nach Vertiefung, am Pflichtgefühl, am Idealismus. Die Freiheit, in die Sie eintreten, braucht ihr Gegengewicht: möge, es in jenen heilvollen Mächten zu finden, Ihnen allen beschieden sein und so beschieden, hineinzukommen vom Markt ins Heiligtum! Gott der Herr geleite, schirme, segne Sie! Unter Aushändigung der Reifezeugnisse entlasse ich Sie aus unsrer Schulgemeinschaft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6.

Von den drei Dimensionen des Raumes als Sinnbildern geistiger Aufgaben.

Ostern 1907.

Meine lieben Abiturienten!

Am 26. Februar ist Ihnen langer Anstrengung heiß ersehnter Preis zugesprochen worden, und Ihrer drei haben, soweit es jenen Tag anging, die ‚palma nobilis' gar errungen ‚sine pulvere, *ἀκονιτί*'. Sie alle aber dürfen Sich solcher ‚palma' von Herzen freuen, einmal als des wohlverdienten Ertrages treuer Arbeit, energischen Kraftaufgebots, sodann als des wundermächtigen Zaubers, der Ihnen die Pforten einer neuen, einer reichen, einer verheißungsvollen Welt erschließt.

Die frohe Anteilnahme, die wir, Ihre Lehrer, neulich Ihnen, den soeben Absolvierten, bekundet haben mit festem Händedruck, bekunden wir heute von neuem den Scheidenden mit unseren Segenswünschen, indem wir zugleich gern der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck geben, daß Sie Sich jederzeit auch des ‚officium nobile' bewußt sein werden, welches Ihnen mit solchem Ehrenschmuck zugefallen ist. Denn gehn auch die Wegweiser auf der Bahn fortschreitender Entwickelungen keineswegs nur aus dem Kreise der Studierten hervor, so sind diese doch vor anderen dazu berufen, vorwärts und aufwärts zu leiten, Bannerträger edler Sitte, zielbewußten Wollens, klarer Erkenntnis, schöpferischer Kraft zu sein: so das Salz dumm würde, womit wollte man salzen?

Sie vorzubereiten für die Ihnen nunmehr winkende höhere Aufgabe, des Gängelbandes ledig Sich selbst ein Gesetz zu werden und in so ernstem wie freiem Schaffen zu Ihrem künftigen Lebensberuf feste, sichere Fundamente zu legen, das war das Anliegen der Schule, aus deren Bann Sie heute scheiden. Sie übt jetzt ihre letzte Pflicht an Ihnen, indem sie noch einmal, in feierlichem Augenblicke, zu Ihnen spricht durch meinen Mund, noch einmal Sie berät, anklopft an der Tür Ihres inneren Menschen und da Einlaß erbittet für ein treu gemeintes Wort. — Der philosophierenden Epoche Schillers gehören auch jene kleinen, doch tiefsinnigen Lehrgedichte an, die er betitelt hat „Sprüche des Konfucius". Das zweite lautet also:

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins weite
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.
Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund liegt die Wahrheit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Des Raumes drei Dimensionen haben sich dem Dichterauge dargestellt als Sinnbilder menschlicher Aufgaben. So ist denn dreifach auch die Forderung, die Schiller an den höher Gerichteten stellt. Die erste lautete:

Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn.

Nach seiner Weise steckt Schiller — er wäre sonst nicht er, wäre nicht der, dem vor nun bald zwei Jahren die deutsche Welt neu gehuldigt hat als der edelsten ihrer Söhne einem —, ja, er steckt ein hohes Ziel, Vollendung. Dennoch hat er nicht Übermenschliches verlangt, fassen wir jenen Begriff nur in seiner Relativität. Die Vollendung, die hier gemeint ist, sieht, d. h. erreicht, der, der alle ihm verliehenen Kräfte und Gaben voll auswirkt, nicht hinter den Maßen seines eigensten Wesens zurückbleibt. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden, weniger von dem bescheidener Veranlagten: daß nur beide zuletzt das Gepräge tragen, zu dem sie geschaffen sind! „Jeder ist doch nur auf seine Weise gut und glücklich" sagt Göthe; er hätte auch sagen können: „Jeder ist doch nur auf seine Weise vollendet", wie's dort Hermann ist, des ruhig und liebevoll erwägender Mutter das weise und trostreiche Wort in den Mund gelegt wird. Gewiß aber muß der Mensch, versteht er sich anders auf des Daseins echten Wert, solche Vollendung zu sehn ringen, müssen Sie's, meine jungen Freunde.

Den Weg eben zu diesem Ziel zeichnet Schiller vor mit dem: „Rastlos vorwärts mußt du streben, Nie ermüdet stille stehn." Die Schule hat Ihnen diese Lebensregel vorgebildet: in festem Schritt ging's da von einer Stufe des Wissens zur andern, höheren, ging's von einer Klasse zur andern vorwärts und ergab sich so zuletzt Ihre Schulvollendung, die Reife. Rastloses Vorwärtsschreiten war die Vorbedingung dieser, ist die Vorbedingung auch jeder neu zu erklimmenden Stufe der Vollendung, der Reife zunächst für Ihren zukünftigen Beruf, weiter für die Etappen der Bewährung in diesem, endlich für alle die Aufgaben, die darüber hinaus der Zuschnitt Ihrer Veranlagung Ihnen stellen wird, ist die Vorbedingung für Ihre Auswirkung zu voll entwickelten Persönlichkeiten. Daß Schillers Warnung vor ermüdetem Stillestehn jenes Stillestehn nicht ausschließt, das der Ansammlung frischer Kraft dient, daß sie nach sauren Wochen frohe Feste nicht verpönt, daß sie vereinbar ist auch mit dem Horazischen: ‚misce stultitiam consiliis brevem', dem richtig gefaßten, bedarf dabei keines Wortes. Nur schwebe immer als leitender Stern jenes Ziel, Vollendung, Ihnen vor Augen, bestimme Ihren Wanderschritt, bewahre Sie vor Säumen, Ermattung, Ruheseligkeit, lasse das „Rastlos mußt du vorwärts streben" Ihre stete Parole sein! Den Antrieb dazu aber müssen Sie fortan, wo Sie Sich auf Ihre Füße gestellt sehen, aus dem eignen Pflichtbewußtsein, dem eignen freien Willen schöpfen. Viel Selbstüberwindung mag Sie das zunächst kosten; denn rechts und links Ihres Weges blühn tausend Blumen, die zum Verweilen, zum Pflücken, zum sich Erlaben mächtig winken, Sie des „vorwärts" vergessen lassen möchten. Doch haben Sie dem von der Bahn weglockenden Gelüsten öfter siegreich widerstanden, so wird zur lieben Gewöhnung, was erst schwer erkämpft, wird beglückend, was erst verdrießlich war. Auch da heißt's: ‚sapere aude!'

Die zweite Forderung Schillers ist:

Mußt ins breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten.

War bei der ersten das Ziel Vollendung im erörterten Sinne, so ist's hier ein andres. Sie alle, l. Jünglinge, haben's draußen, in unseren Harzbergen, schon erlebt, wie ein Nebelschleier über die Landschaft gebreitet war: gestaltlos lag sie da vor Ihnen. Dann teilte sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wohl die monotone Hülle, und Berggipfel, Talgründe, hundert Formen wie Farben tauchten auf vor Ihrem entzückten Blick. Daß sich ihm, seinem inneren Auge, seiner Erkenntnis die Welt so gestalte, sich ihm offenbare in ihren tausend Erscheinungen, wer sollte es nicht ersehnen? Wem aber wird dies Verlangen schöne Wirklichkeit? Dem, sagt der Dichter, der ins breite sich entfaltet. Das tut der Geist, der vom Nächsten, vom Einzelnen weg um sich schaut aufs Ganze, das kosmische und vor allem das menschliche Ganze, von Schiller zusammengefaßt eben mit dem Begriffe Welt.

Wurde zuerst Beharrlichkeit, so wird jetzt Vielseitigkeit des Interesses betont, damit nicht im engen Raum der Sinn sich verengere. Wohl ist's nicht jedem gegeben, sich so zu entfalten. Dem reicher Veranlagten, besser Vorgebildeten muß es doch immer ein ernstes Anliegen sein, sich den Horizont der Erkenntnis nicht zu verschränken, damit ihm wenigstens die Welt nicht gestaltlos bleibe. Mögen Sie zu den Berufenen nicht nur, nein auch zu den Auserwählten gehören!

Vorgearbeitet hat dem wieder Ihr seitheriger Bildungsgang, die quantitative und qualitative Mannigfaltigkeit der Unterrichtsfächer, die jenem diente. Wohl erfährt diese Fülle fortan eine wesentliche Einschränkung: die Vorbildung für den erwählten Beruf erfordert das. Allein erhält auch Ihre Kraft, Ihr Streben, Ihr Interesse naturgemäß in ihr seinen Mittelpunkt, so braucht doch das selbst in den Studienjahren der „Entfaltung" nicht hinderlich zu sein, ihr, die von jenem Mittelpunkte aus doch auch peripherische Gebiete zu beachten vermag. Reich besetzt ist die Tafel der heutigen universitas literarum: gehen Sie an solchem Reichtum nicht achtlos vorbei, damit auch Ihnen die „Welt" Gestalt gewinne. Mehr noch fordert dies später das Leben. Tausend Ansprüche treten dann an Sie heran über die Grenzen des Berufs hinaus. Bewähren sollen Sie Sich dann auch in warmem nationalem Empfinden, sollen's als Menschen, sollen's als Söhne einer bestimmt gearteten Zeit. Zu dem allen muß sich Ihnen die Welt ihrer Nebelhülle entkleidet haben, insbesondre die des Menschendaseins. Hört da die Geschichte auf, Ihnen Rätsel zu lösen; stehen Sie zu den Aufgaben und Kämpfen der Gegenwart als Fremdlinge; spricht kein Künstler, kein Dichter, kein Denker zu Ihnen; ist Ihnen Gottes Wort nicht eine Lebensmacht; läßt die Umwelt Sie gleichgültig, als hätten Sie nichts damit zu tun: so gleichen Sie dem Blinden inmitten eines Meeres von Licht und Farben. Verhängnisvoll aber wäre das besonders in einer Zeit, in der, wie in der unseren, mit der Fülle der Bildungsrichtungen wie der Bildungsmittel auch das Bildungsbedürfnis im allgemeinen kräftig entwickelt, das Verlangen, hellen, erschlossenen Auges um sich zu spähen, mächtig verbreitet ist.

Freilich hat jene gepriesene Vielseitigkeit des Interesses leicht eine unerfreuliche Kehrseite, die Neigung, nur an der Oberfläche der Dinge zu spielen, am Schein sich genügen zu lassen, statt durchzudringen zum Sein. Haben Sie denn Acht auch auf die dritte Mahnung unsres Spruchs:

In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Bei Kant findet sich gelegentlich der Satz: „Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind." Wohl hat sich manchem die Welt gestaltet, steht in klaren, festen Formen vor seinem inneren Blick, ohne daß er doch von der Seele dieser Welt, ihrem Gesetz, der Verkettung von Ursachen und Wirkungen, mit einem Wort vom Wesen irgend eine Vorstellung gewonnen hat.

Würde schon das Gymnasium, das im wesentlichen nur auf Übermittelung eines gegebenen Wissensstoffes, nicht zugleich auf die Hinleitung zu selbständigem Denken, die Erweckung lebendiger Freude an solchem gerichtet wäre, auf seine schönste und wichtigste

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aufgabe verzichten, keine vollwertige geistige Übungsstätte mehr darstellen: so ist vollends die moderne, ist speziell die deutsche Universität dazu berufen, daß sie ihre Jünger zu wissenschaftlicher Arbeit erziehe, mit ihren Methoden sie vertraut mache, der bloßen Receptivität sie mehr und mehr enthebe und, in bescheidenem Umfange, an jener Produktivität, ohne die sie selbst nicht zu denken ist, beteilige. Das war anders nicht nur im ausgehenden Mittelalter, in den Anfangsstadien der Universitäten, nein auch — in abnehmendem Maße freilich — noch während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts. Da galt's für die Lehrenden einfach, so zu sagen kanonische Materien von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, für die Lernenden, sie sich anzueignen. Erst das 18. Jahrhundert bahnte hierin einen Wandel an, das 19. dann vollzog ihn. Wer heute einer Universität zugezogen ist ohne die Kraft und das Bemühen, sich von ihrem Geist des Forschens ziehn zu lassen, der mechanische, der nur hinnehmende, der unfreie Kopf, mag wohl ein immatrikulierter Student sein, ein rechter, ein wahrer Student ist er nimmer, ist, mit Goethe zu reden, ein „Philister", kein „Gotteskind".

Es heißt da eben: „In die Tiefe mußt du steigen, Soll sich dir das Wesen zeigen." Es heißt ebenso im reifen Mannesleben für jeden, der zu den höher Gebildeten zu zählen Anspruch erhebt. Wie will er urteilen, richten und schlichten, dringt er nie zum Kern der Dinge, nie von der Erscheinung und Gestalt zum Sinn und Gehalt? Wie will er sein Leben recht gestalten, hat er des Lebens Werten nie nachgesonnen? Wie will er Stellung nehmen zu dem Ringen um ihn her, ist ihm Sinn und Bedeutung dieses Ringens verborgen? Wie vollends will er sich tatkräftig und fördersam daran beteiligen, wandelt er mit gebundenen Augen? Und das ist doch einmal der Beruf all derer, die durch ihren Bildungsgang der breiten Masse enthoben sind, ihr Wegweiser und Führer, gehören sie zu den Großen, ihr Seher und Propheten zu sein.

Der Jugend, strebt sie hinaus auf neue Bahnen, steht's schön an, freudigen Mutes voll, sich die Ziele so zu stecken, daß nicht von vornherein der rüstige Wanderschritt gelähmt werde. Geleite Sie denn die dreifache Mahnung, rastlos vorwärts zu schreiten, ins breite sich zu entfalten und zu steigen in die Tiefe! Der Dichter erhärtet sie zum Schluß noch mit der Zusammenfassung:

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund liegt die Wahrheit.

Schiller selbst hat, Sie wissen's, nach dieser Richtschnur sein Streben bestimmt. Unaufhaltsam vorwärts zu dringen auf der durch seine Begabung ihm gewiesenen Bahn, das war sein heißes Bemühn, als er die Schwingen zu freiem Fluge zu regen begann: den Ertrag boten jene Jugenddramen, die uns noch den Stürmer kennzeichnen. Dann kam das Verlangen, daß sich ihm die Welt gestalte: er befriedigte es mit der Versenkung ins geschichtliche Leben, aus der er innerlich gewachsen, bereichert, geklärt hervorging. Weiter ging's aus der Breite hinab in die Tiefe, brach Schillers philosophische Epoche an und schenkte der Zeit neue Erkenntnisse, dem „Wesen" geltend, verborgene Wahrheit hervorholend ans Licht: damit erst errang er seine Reife und betätigte sie in gewaltigen Schöpfungen, vom Wallenstein bis zum Demetrius. So predigt er in dem, was ich Ihnen zu deuten suchte, nur, was er selbst lebte, ein rechter Verkündiger edler Weisheit. Dazu aber sind uns die Heroen, mit unvergänglichem Dasein begnadet, Zielpunkte der Betrachtung, geschenkt, daß wir Kleinen im kleinen üben, was sie, die Großen, im großen uns vorgetan haben. Und auch auf solch bescheidenem Streben, ist's nur planvoll, ernst, treu, ruht ein schöner Segen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sei Ihnen, meine l. jungen Freunde, dies Streben beschieden und dieser Segen! Gott der Herr trage, schirme, geleite Sie! Er schenke es Ihnen, durch gute, wohlgenutzte Jünglingsjahre hindurch Sich voll auszuwirken zu Männern! Mit diesem Wunsche, dem herzinnigen, entlasse ich Sie aus unsrer Gemeinschaft.

7.

Von der Freude am Grossen.

Michaelis 1907.

Mein lieber Abiturient!

Sie, wie Ihr uns leider schon durch neue Pflicht entrückter Genosse, zählen nicht zu den Auserwählten, die in der kürzesten Frist zum Ziel der Reife gelangen; spät wurden Sie außerdem dem Gymnasium zu Ihrer Ausbildung übergeben; so sind Sie auf der Schulbank zu Jahren gekommen, die gemeinhin längst der Universität, der Hochschule oder irgend einem andren Kreise selbständigerer Betätigung zugehören. Naturgemäß haben Sie daher auch an der Einengung der Schule, der unerläßlichen, schwerer getragen als Ihre meist so viel jüngeren Kameraden, begrüßen ebenso naturgemäß jetzt das Ende des alten Zustandes, das durch den erstrebten Preis gekrönte, mit doppeltem Glücksgefühl. Ganz weiß ich das zu würdigen, wissen's Ihre übrigen Herrn Lehrer; aus dieser Empfindung heraus ist denn auch heute unser Glückwunsch ein doppelt herzlicher, verbinden wir mit ihm zugleich willig die Anerkennung dafür, daß Sie, wenn nicht immer mit herzhafter Freudigkeit, so doch mit der erforderlichen Selbstüberwindung, die Gebundenheit hingenommen haben, die das Schuldasein, soll anders es sich ersprießlich gestalten, einmal mit sich bringt.

Daß vor der Bewährung dem Menschenkinde Schweiß verhängt ist, die alte Wahrheit haben Sie reichlich an Sich erfahren. Sie gilt auch Ihrem ferneren Leben, damit es sich so gestalte, wie Sie's wünschen, nur daß Sie nunmehr einem frei, mit Liebe gewählten Schaffen Sich zuzuwenden im Begrift stehn, einem Schaffen, in dem Sie denn hoffentlich auch volles, frohes, beglückendes Genügen finden werden. Es ist ja in aller Arbeit ein ander Ding, dem Zuge innerster Neigung zu folgen, ein andres, sich in ein „du mußt" zu fügen. Und nicht fremd ist Ihnen von vornherein Ihr Zukunftsberuf, nein vertraut von Kindesbeinen auf, ein wertes, liebes Vätererbteil, das Sie antreten dürfen mit der freudigen Zuversicht, die aus dem Sinn und Verständnis für seine Pflichten erwächst. So, denke ich, werden Sie im Leben dereinst auf festen Füßen stehn, frohgemut zum Ihren sehen, Sich und andern Segen wirken. — Wenn ich in diesem Augenblick, dem feierlichen des Scheidens, Ihnen noch einen besonderen Talisman zeige, ein besondres Mittel, Ihr Dasein zu schmücken, zu erhöhen, zu adeln, so übe ich damit nur noch einmal an Ihnen das Recht des Wegweisers, übe es mit der Gewißheit, Sie gut zu weisen, und rechne auf ein erschlossenes Ohr nicht nur, nein, auch Herz.

Wie ein Wunder war den Zeitgenossen Goethes Proteische Natur: in immer neuen Wandelungen stellte sich der Große jenen dar, ein Rätsel in seiner steten Kraft der Verjüngung, der ewig, bis ins höchste Alter hinein, schöpferischen; man fragte sich nach der Lösung, fragte ihn. So entstand der „Panacee", Allheilmittel, überschriebene Vierzeiler:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Sprich, wie du dich immer und immer erneust?"
Kannst's auch, wenn du immer am Großen dich freust!
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend.

„Kannst's auch!" Auch ihr, die ihr forscht nach dem Schlüssel des Geheimnisses, das an mir euch auffällt, habt Zutritt zu meinem Jungbrunnen: so der Dichter. „Kannst's auch!" Wohl war das Maß solches Könnens bei der Universalität des Goetheschen Geistes, der mit seinem Interesse Natur, bildende Künste, Literatur, vor allem doch die Menschenwelt, das Menschenherz, das Menschenschicksal zu umspannen vermochte, der aus allen diesen Gebieten immer neue Nahrung sog, und das nicht nur zu eigener Belebung, nein auch zu forschendem und zu künstlerischem Schaffen — wohl war das Maß solchen Könnens hier von einer Weite und Fülle, wie sie nur wenigen, ja nur ganz vereinzelten vergönnt ist. Trotzdem bleibt Goethes „Kannst's auch", klopft an, mahnt und wirbt, ist eins jener weisenden zugleich und tröstlichen Worte, die leuchten als helle Sterne, wenn's dunkel werden will um, in uns.

Im Kleinlichen aufzugehen und so bebend zu frösteln, das ist nach unserem Vierzeiler das Los des, den Goethe gern kennzeichnet als „Philister" und dem er gelegentlich, natürlich nicht im biblischen Sinne, das „Gotteskind" gegenüberstellt. Zwar verlangt im Menschenleben auch das Kleine und Kleinste sein Recht: nicht nur der Knabe, der Jüngling erfährt das täglich, nein auch der Mann, selbst der Heros. So darf, wer das Gebäude seines Daseins fest zimmern will, am Kleinen und Kleinsten nicht achtlos oder geringschätzig vorübergehn, und wenn's an Bedeutung nur dem Komma, Kolon, Punktum in einem Schriftsatz gliche. Aber versinken im Kleinen, den kleinen Aufgaben, den kleinen Sorgen, den kleinen Plagen, den kleinen Freuden auch des Daseins, das heißt kleinlich sein, das wirkt jenes Leben lähmende Frösteln. Wer dem Schicksal verfällt, ist wie der Bedauernswerte, der nur Werkeltage kennt, nie an sonntäglicher Stille mit ihrem Festglanz, ihrer Wärme, ihrem Frieden sich erlabt.

Am Großen sich freun, dies nennt Goethe Panacee, ein allen zugängliches Heilmittel also — nur daß es nicht alle zu brauchen wissen. Wenn der Psalmist singt von den Wundern der Schöpfung: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut es kund der andern", und wie der 19. Psalm weiter lautet, so hatte er's mit keiner Unwelt zu tun, die wir nicht täglich schauten; doch ihm war eben ein Großes, was uns so leicht ein Nichts ist; ihn erfrischte, begeisterte, was Millionen kalt läßt und gleichgültig. Offne Augen tun hier not und offne Herzen, damit das Große als solches erfaßt werde: nur jenen entschleiert sich die Natur, die Organe aber des Schauens, Wahrnehmens, Empfindens sind Gemeingut der Menschheit.

Zu jedem auch spricht die Geschichte, als Geschehendes wie als Geschehenes. Einer großen Kette Glied, ist er nicht auf sich gestellt, steht er in Kontakt mit der Vergangenheit, mit der Gegenwart. Wie wurde, was ist; wie das wieder sich entwickelt in stetem Fluß der Dinge; wie im Völkerleben Ebbe- und Flutzeiten wechseln; wie je und je Heroenarme ins Getriebe fassen und mit gewaltigem Griff seine Leistungsfähigkeit verdoppeln, verzehnfachen; wie die hierzu Berufenen streben, kämpfen, ringen, erliegen oder siegen, oft siegen im Erliegen: auch das alles zählt zu dem Großen, dessen Betrachtung erwärmt, belebt. Wer am Heute achtlos vorübergeht und am Gestern, wer dort wie hier höchstens am Kleinlichen hängt, am sensationellen Tagesklatsch vielleicht oder der unterhaltsamen Anekdote, dem Zufälligen oder dem Unwesentlichen, der verschließt sich wieder einen ewig doch fließenden Born der Verjüngung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich der Große hat einmal gesagt: „Man muß ein sehr hartes Herz haben, wenn man die menschliche Gesellschaft des Trostes und Beistandes berauben will, den sie aus Kunst und Poesie wider die mannigfachen Bitterkeiten des Lebens schöpfen kann.“ Von Schillers Xenien lautet eines:

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst —

lautet ein andres, betitelt „An die Muse“:

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht, aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert und Tausende sind.

Nennt dort der König, und zwar auch er aus eigenster Erfahrung heraus, Kunst und Poesie trost- und hilfreich, so hier der Dichter der Musen Gaben speziell jetzt eine Quelle der Jugend, jetzt eine das Menschentum adelnde Macht. Wieder taucht so ein Teil jenes Großen, von dem Goethe redet, vor uns auf, das aus dem Menschengeist geborene Schöne. Aus dem Körperhaftesten spricht's zu uns und dem Körperlosesten, stellt sich dar in architektonisch gefügten und gegliederten Massen wie im beseelten Stein und Erz, in Farben, in Worten, in Tönen. Bald in dieser bald in jener Gestalt drängt es sich heran, ist heute zugänglicher als je vordem: sollten wir da dem Vandalen gleichen, dem das wundervollste Marmorbildnis, und wäre es von Phidias' Meisterhand gewesen, dem der hehrste Gottestempel doch eben nichts war als Stein? Sollten wir dem Blinden gleichen oder dem Tauben? Nur sei, was wir uns nahe kommen lassen aus den weiten Gebieten dieser zweiten Welt des Seienden, wirklich ihr zugehörig, trage ihr lichtes, schönes, ihr liebliches oder erhabenes Antlitz, nicht das Gepräge ihres Zerrbilds. Denn neben der echten steht die Afterkunst, die, wenn sie nicht gar entnervt, erkältet, vergiftet, sicherlich doch zu erfrischen, erwärmen, beleben nicht vermag. Da gilt's denn für den strebenden, den ernster und höher gerichteten Menschen, zu wählen. Mögen Eintagsschöpfungen, das Angebot des großen Markts, wenn anders es wenigstens gesunde Erzeugnisse sind, je und je eine müßige, müde Stunde ausfüllen: das Herz, die Liebe gehöre doch dem Bewährten, dem, was durch die Zeiten geht und in unvergänglicher Schöne erglänzt heute, wie vor hundert oder vor tausend Jahren. ‚Humaniter vivere, eleganter vivere‘ hieß dem Römer so leben, wie Menschenwürde, wie edler Geschmack es verlangt; dazu gehörte schon ihm die Erschlossenheit für das Große, wovon ich hier rede. Dem Gebildeten unserer Tage stünde es übel an, anders zu empfinden, sich zum Banausen zu stempeln, wie der Grieche den nur aufs Kleine und Kleinliche Gerichteten nannte.

Noch lassen Sie mich reden von der Quelle steter innerer Verjüngung, die weder dem Römer strömte nach dem Griechen: wir nennen sie unser in der heiligen Schrift. Ich bin im Leben manchem einfachen Manne, mancher schlichten Frau begegnet, über deren Art und Wesen etwas lag wie Feiertagshelle, ein Abglanz inneren Reichtums, denen eine Zartheit des Empfindens, eine Wärme des Gemüts, ein Adel der Gesittung eignete, daß man darüber ihre bescheidene soziale Stellung ganz vergaß: was sie so geprägt, so über die Linie des Gemeinen, Alltäglichen hinausgehoben hatte, war einzig ihr vertrauter Verkehr mit Gottes Wort. Wieder ist's da die Freude am Großen, was erfrischt, erwärmt, belebt, ist sie das helle Glockengeläut, das, hineintönend in das niedre Dasein aus einer höheren Welt, aufwärts trägt.

Ich schweige heute von all dem, was sonst in gleicher Richtung wirken mag, dem Trachten nach wissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnis, der liebevollen Hingabe an den Umkreis, in den man gestellt ist, der Brüderlichkeit, der Opferwilligkeit, wo's dem Vaterlande zu dienen gilt.

Ja wahrlich, das Große, von dem Goethe spricht, winkt uns in den mannigfachsten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gestalten. Wohl ist es nur wenigen vergönnt, sie alle in ihr Blickfeld treten zulassen oder doch ihrer aller sich zu freuen; die meisten müssen sich bescheiden und mögen dann je nach Beanlagung wie Lebensführung wählen: daß nur überhaupt der Zug zum Großen, Echten, Nichtgemeinen vorhanden sei und Pflege finde, ein Sehnen und Suchen nach höheren Lebenswerten als jenen, die der „Philister" — das Wort in Goethes Sinne genommen — sich lobt!

Freilich ist solches Sehnen und Suchen möglich nur unter der Vorbedingung, daß die Seele erschlossen sei der Ehrfurcht. Und sie sich anzueignen, zu bewahren, wird nicht einer Generation so leicht gemacht, wie der andern, wird der Ihren, mein lieber junger Freund, vielleicht mehr erschwert als irgend einer früheren. Denn wie alle Kultur je und je zutreibt der Hyperkultur, so alle Kritik der Hyperkritik; wir aber tun unsrer Zeit kaum Unrecht, wenn wir sie eine hyperkritische nennen. Ist sie doch geneigt, in breiten Kreisen wenigstens, und nicht nur denen der Halb- oder Viertelsbildung, geneigt, an Altgeheiligtes skrupellos die Frage der Existenzberechtigung zu stellen, umzuwerten, zu entprägen; auf allen Daseinsgebieten macht sich das geltend. Bei dieser Zeitrichtung gedeiht die Ehrfurcht nicht recht und nicht ihre Schwester, die Begeisterung, ziehn sich beide immer mehr in die Enge, es müßte denn die Ehrfurcht sein vor der Majestät des Haufens oder auch der des eignen Ichs und die Begeisterung für eine Art neuen Bildersturms. Nun, so möge, wer sich hineingestellt sieht in solche Zeit und in ihrer Atmosphäre aufgewachsen ist, ringen mit doppeltem Kraftaufgebot, daß er nicht Krankheitserscheinungen für einen Genesungsprozeß ansehe, daß er der Ansteckung klüglich aus dem Weg gehe, daß er die Heilmittel sich zugänglich erhalte, die bewährt sind und erprobt.

Die Freude am Großen eine Panacee! Daure denn, trotz aller Hemmnisse, Reibungen, die Ehrfurcht vor dem Großen, daure der Glaube an seine Leben erweckende, seine immer und immer verjüngende Macht! Möge Ihnen, mein lieber Abiturient, so jene wie dieser nie versagen! In allen Stücken aber sei Gott der Herr mit Ihnen und Ihrem abwesenden Genossen, jetzt, immer! Mit dem Wunsche entlasse ich Sie wie ihn aus unsrer Gemeinschaft, indem ich zugleich Ihnen Ihr Reifezeugnis überreiche.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gestalten. Wohl ist es nur wenigen vergönnt, sie a l l e in ihr Blickfeld treten zu lassen oder doch ihrer all en sich bescheiden und mögen dann je nach Beanlagung w überhaupt der Z u g zum Großen, Echten, Nichtgemeine Sehnen und Suchen nach höheren Lebens- werten als je rt in Goethes Sinne genommen — sich lobt!

Freili öglich nur unter der Vorbedingung, daß die Seele erschlos sich anzueignen, zu bewahren, wird nicht einer Generation s wird der Ihren, mein lieber junger Freund, vielleicht meh . Denn wie alle Kultur je und je zutreibt der Hyperkul vir aber tun unsrer Zeit kaum Unrecht, wenn wir sie eine geneigt, in breiten Kreisen wenigstens, und nicht nur den eneigt, an Altgeheiligtes skrupellos die Frage der Existenzb zu entprägen; auf allen Daseinsgebieten macht sich das gelt t die Ehrfurcht nicht recht und nicht ihre Schwester, d mer mehr in die Enge, es müßte denn die Ehrfurcht sei auch der des eignen Ichs und die Begeisterung für eine Art wer sich hineingestellt sieht in solche Zeit und in ihrer n mit doppeltem Kraftaufgebot, daß er nicht Krankheitsers ß ansehe, daß er der Ansteckung klüglich aus dem We gänglich erhalte, die bewährt sind und erprobt.

D i e acee! Daure denn, trotz aller Hemmnisse, Reibungen, d der Glaube an seine Leben erweckende, seine immer und im , mein lieber Abiturient, so jene wie dieser nie versagen! In r mit Ihnen und Ihrem abwesenden Genossen, jetzt, immer! wie ihn aus unsrer Gemeinschaft, indem ich zugleich I h n

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf